

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N. 20. Jahrg. III.

1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Sobald die Heilung Wolfgang's soweit vorgeschritten war, daß der Arzt ihm gestatten konnte, Besuche zu empfangen, ließ er den Steiger Krone bitten, zu ihm zu kommen, und dieser fand sich denn auch sofort bei seinem kranken Hauptmann ein. Krone war bisher der einzige gewesen, der sich Wolfgang gegenüber etwas zurückhaltend gezeigt hatte, und wenn die Kameraden ihm in der Begeisterung für den jungen Führer zu weit zu gehen schienen, hatte er wohl auch einmal geknurr: „Neue Besen kehren gut!“ oder: „Abwarten“ und hatte still und ernst seinen Dienst gethan; stellte man ihm vor, daß er Wolfgang durch seine Zweifel unrecht thue, so hatte er wohl erwidert, daß es sich noch sehr frage, ob ihn jemand so hoch halte wie er, daß er ihn aber noch nicht nahe genug kenne und daß er nie vorschnell urtheile. Man hatte die Ähneln gezuht und gesagt: „Also auch hierin der Sonderling, der an allem herumnäfelt.“ Für einen Sonderling galt Krone bei all seiner Gutmüthigkeit schon lange, ja seine nächsten Bekannten nannten ihn verbittert und verbissen, weil er sich schon seit dem schleswig-holsteinischen Kriege von 1864 fortwährend in Opposition zu der „öffentlichen Meinung“ befunden hatte. Er hing noch fest und unverbrüchlich an den Traditionen von 1848, die er in seiner Weise verstand; er legte auf alle Freiheitsfragen ein viel größeres Gewicht als auf das Nationale, und es hatte ihn mehr und mehr in die Vereinsamung hineingetrieben, daß keiner von seinen Bekannten seine Anschauungen theilen wollte und daß man sich, erbittert oder unmüthig, von ihm abwendete. Besonders während des Krieges gegen Frankreich hatte man es in der Gluthige des nationalen Paroxyasmus nicht an Anseindungen des „Baterlandslosen“, des „Franzosenfreundes“ fehlen lassen, und es waren ihm brutale Neufierungen zu Ohren gekommen, die ihn auf's tiefste schmerzten. Es ging ihm die Fähigkeit ab, einem zungenfertigen Gegner die Stange zu halten und nach ein paar formlosen Sätzen, die er hervorgerollert hatte, kam er gewöhnlich in's Stocken und auf seinen Wangen zeigten sich scharf umgrenzte rothe Flecke — ein sicheres Zeichen, daß es in ihm kochte und gährte und daß er doch keinen schlagenden Ausdruck für seine Gedanken zu finden vermochte. Mit düstrem Blick, die Arme über der Brust verschränkt, biß er dann wohl die Zähne aufeinander, fraß seinen Groll stumm in sich hinein und gelobte sich, kein Wort mehr zu erwidern, aber wenn man dann, ihm zum Tork und Hohn, die „Wacht am Rhein“

anstimmt, so mühte sich seine rohe, tonlose Stimme doch wieder ab, mit seinem geliebten Revolutionslied:

„Allons, enfants de la patrie!
Le jour de gloire est arrivé!“

durchzudringen, und wenn er schließlich, von der Menge niedergebrihlt, mit glühendem Gesicht zornig auf- und davonging, schallte ihm spöttisches Gelächter nach, ja, er hatte mehrfach heftige Auseinandersetzungen mit seinen besten Freunden gehabt und die meisten waren dem „Unverbesserlichen“ auf diese Weise entfremdet. Er litt unter diesen noch nachwirkenden Zerwürfnißen mehr als er hätte sagen können, denn er war ein entschiedener Gemüthsmensch und hinter seinem galligen, verbissenen Tork und Hohn barg sich eine große Weichheit der Empfindung, deren er sich schämte, deren Neufierungen er aber oftmals vergebens zu unterdrücken strebte. So durfte ihn niemand an ein Töchterchen erinnern, das er besonders lieb gehabt hatte und das ihm in demselben Monat gestorben war, in dem es zum erstenmale hatte zur Schule gehen sollen, ohne daß es unter dem dichten Schnurrbart schmerzlich um die Mundwinkel zuckte, und der Gang nach dem kleinen sorgfältig gepflegten Grabe war fast sein einziger Spaziergang; traf man ihn dort, so fuhr er gewiß mit dem Rücken der braunen Hand über die Augen, um die Thräne zu zerdrücken, die ihm beim Anbinden und Auspflanzen der Blumen unwillkürlich in's Auge getreten war. Hand in Hand mit dieser Weichheit ging eine verstoßene Begeisterungsfähigkeit, die selbst für den etwas Nührenden hatte, der sie komisch fand; er wußte jede Zeile der schwertscharfen, glockentönenigen Lyrik auswendig, durch welche Herwegh und Freiligrath den Bewegungsjahren die poetische Weihe gaben, und besonders Freiligrath war sein erklärter Liebling; bei ihm fand er dieselbe Anschauung, die alle seine Urtheile färbte: „Es gibt nur zwei Parteien — die Reichen und die Armen; alle anderen Parteienunterschiede sind Spiegelfechtere und Schattenpiel an der Wand.“ und mit der er nur noch denen gegenüber herausrückte, die er halb und halb für seine Gesinnungsgenossen hielt; man hatte diese Formulirung seiner tiefinnersten Ueberzeugung so oft für eine kolossale Ueberreibung erklärt, daß er mit diesem Sage mehr als früher zurückhielt.

Er war Faktor in der kleinen Druckerei des Orts und dem Besitzer derselben längst unentbehrlich geworden, da er zugleich

die Korrekturen las und eine hinreichende Schriftgewandtheit hatte, sah, um auch stilistische Schnitzer verbessern zu können; oh diese Unentbehrlichkeit hätte die stoische Tapferkeit, mit welcher er 1870/71 überall seine politischen Ansichten bekannte und nach Kräften verfocht, ihm leicht seine, wenigstens nicht schlechte, Stellung kosten können, denn es hatte nicht an begeisterten Patrioten gefehlt, die dem Besitzer der Druckerei in den Ohren lagen und ihn aufforderten, diesem Menschen, der sich an der „Ehre der Nation“ vergreife, kurzer Hand den Laufpaß zu geben. Der gute Mann zuckte in aufrichtigster Berlegenheit die Achseln; er mochte um keinen Preis einen Zweifel an der Hochgradigkeit seiner Vaterlandsbegeisterung aufkommen lassen und wäre doch in eine peinliche Nothlage gerathen, wenn er dem Drängen nachgab. So lavirte er denn, so gut es gehen wollte, suchte Krone als einen harmlosen, eher bedauernswerthen Sonderling zu entschuldigen und bat, wenn die Ungeheuer sich garnicht abweisen ließen, ihm wenigstens Zeit zu lassen, bis er einen andern passenden Mann gefunden haben werde; er hoffte dabei im stillen, die Siedehitze werde auf eine mäßigere Temperatur herabsinken und Krone's undeutsche Haltung während des Krieges, der doch nicht ewig dauern konnte, werde in Vergessenheit kommen. Er hatte richtig gerechnet, und so kam es denn, daß man den einst so vielfach Angefeindeten noch immer jeden Mittag und Abend in einer Art von nachlässigem Trott die Druckerei verlassen sehen konnte — einen breitkrämpigen Filzhut auf dem Kopfe, den einreihigen Rock bis an den Hals herauf zugeknöpft und die linke Hand in der Tasche des weiten, faltigen Beinkleides — und daß er nach wie vor in der Feuerwehr als eins der erfahrensten, kaltblütigsten und dienstfertigen Mitglieder selbst von seinen Gegnern respektirt wurde. Er hatte eben, in hilfloser Berlegenheit bis in die Ohrläppchen erröthend, linstische Versuche gemacht, den herzlichsten Dank Wolfgang's abzulehnen, diesem das alleinige Verdienst bei der Rettung des jungen Mädchens zuzuschreiben und seine Betheiligung als die aller einfachste, gefahr- und verdienstloseste Pflichterfüllung darzustellen, und als Wolfgang ihn versicherte, daß es die Heilung seiner Verwundung sehr begünstigen werde, wenn er Gelegenheit erhalte, seinem unerforschlichen Kameraden einen noch so kleinen Dienst zu erweisen, da zauderte er lange und wand und krümmte sich, bis er die Bitte hervorbrachte, ihm im August ein paar Dukatreiber von den jedenfalls sehr schönen Rosen zu überlassen, die Wolfgang in seinem neu angelegten Garten angepflanzt habe und deren Namen er gern erfahren möchte; er habe auf dem Grabe seines Töchterchens einige sehr schöne Wildlinge stehen, die er gern veredeln möchte, und es sei ihm doch nicht gleichgültig, welche Arten er dazu verwende.

Wolfgang sagte, von einer leichten Nührung angewandelt, bereitwillig zu, daß er sich selber wählen solle, was ihm am meisten gefiele, fand aber natürlich diese Bitte ungenügend und war nicht wenig erstaunt, als Krone nun, sich selber zwingend, das gerettete Mädchen zur Sprache brachte; Wolfgang horchte hoch auf, als er erfuhr, daß es die „kleine Anna“ der beiden Alfredo sei, die er einer dringenden Gefahr entrißen hatte. Krone wußte weiter, daß ein Mitglied der Feuerwehr, ein junger Schlossermeister, sich um die Neigung des Mädchens bewarb und daß sie ihm wohl auch gern die Hand reichen würde, wenn der, wenn auch noch so beschränkte und vorläufig völlig unschuldige Berkehr mit den beiden jungen Chemikern nicht wäre. Neben diesen seinen Herren könne der durch und durch brave, ehrliche Bewerber natürlich nicht aufkommen; das junge Blut gewöhne sich an Lebens- und Umgangsformen, die nicht für sie taugten, sie lerne Ansprüche machen, welche die Kreise, aus denen sie stamme und auf welche sie angewiesen sei, nie erfüllen würden und zu denen sie ihrem Bildungsgrade nach nicht einmal berechtigt sei; sie werde naturgemäß unzufrieden mit ihrem Loos und ungerecht gegen ihre Umgebung, und das alles nur, damit die Herren ein amüßantes Spielzeug an ihr hätten; daran, sie zu heirathen, dachte doch keiner, sie mache sich darüber auch gar keine Illusionen und es sei ihnen schließlich nicht einmal zu verdanken; wohin sollte das aber schließlich führen?

Die beiden feinen Herren gingen eines Tages auf und davon, und ihr „Schwesterchen“, das sie so lange gehätschelt und verwöhnt hätten, bliebe zurück und hätte sich durch sentimentales Zuckerwerk den Magen so gründlich verdorben, daß er kein derbes, gesundes hausbackenes Brot mehr vertragen könne. Das sei noch der günstigste Fall, denn am Ende verlasse sie sich doch in einen von den beiden und dann sei das Unglück fertig; es würde sich also

ihres Verdienst um sie erwerben und möglicherweise ihr gefährdetes Lebensglück retten, wer ihr in freundlicher und überzeugender Weise nachwies, daß das geschwisterliche Verhältniß sei und daß sie schließlich die Kosten zu bezahlen habe: mit einem beschädigten Herzen oder einem kranken Kopfe. Sie würde natürlich nicht auf jeden hören, wenn aber Wolfgang, zu dem sie sicher käme, die Gelegenheit benutze, ihr das verdrehte Köpfchen zurechtzurücken, so verspreche das noch am ehesten einen Erfolg, und wenn die Kleine in sich gehe und dem bisher so hochmüthig verschmähten Bewerber auch seine guten Seiten abzugewinnen wisse, ihm solle es lieb sein, obgleich dieser es gerade nicht um ihn verdient und während des Krieges sehr häßlich über ihn gesprochen und ihn fast fanatisch angefeindet habe.

Das war natürlich alles nicht so glatt und fließend, sondern gehakt und zerrissen herausgekommen, und Wolfgang hatte dem halb Eifrigen, halb Berlegenen und über die eigene Kühnheit mehr und mehr Erschreckenden häufig genug hilfreich beispringen und ihm das Wort, nach dem er sichlich suchte, fragend anbieten müssen. Von einem ihm plötzlich kommenden Gedanken beherrscht, sagte er er dann seine Vermittlung in dieser heiklen Angelegenheit freundlich zu, und Krone pflichtete ihm lebhaft bei, als er es für das nach seiner Meinung Zweckdienlichste erklärte, wenn das junge Mädchen von dem Orte entfernt werde, der ihr so häufig Gelegenheit bot, mit den beiden jungen Männern zusammenzukommen. Dann aber richtete sich der Verwundete, den verbundenen Kopf mit dem Arme stützend, in den Kissen empor und sagte lächelnd und herzlich:

„Aber das genügt mir alles noch nicht; wissen Sie denn wirklich nichts, was ich als einen Ihnen geleisteten Dienst anzusehen vermöchte? Wollen Sie mir diese Freude nicht machen?“

Das klang so herzlich und aufrichtig, daß Krone sich nicht länger halten konnte, sondern mit einer ziemlich gewaltsamen Anstrengung die Worte hervorstieß:

„Ja, ich wüßte wohl etwas — Sie könnten mir sogar eine große Freude machen, aber ich weiß nicht, ob ich gerade das von Ihnen verlangen darf.“

„Also doch! aber nur immer heraus damit — ich bin doch neugierig, ob der kreisende Berg nicht am Ende wieder ein Mänschen zu Tage fördert.“

„Sie irren sich, aber Sie sollen wahrhaftig nicht an Ihr Versprechen gebunden sein und können immer noch zurücktreten, wenn Sie erst wissen, um was es sich handelt. Wir haben hier in unserm Neste seit vielen Jahren einen Bildungsverein — nach Schulge-Dehligchem Muster —, es hatte sich aber keine Kaze um denselben bekümmert, sodaß er eigentlich so gut wie todt war, als der Kulturkampf losging. Wir haben ja hier eine ziemlich gleichmäßig aus Katholiken und Protestanten gemischte Bevölkerung und die armen, dummen Teufel gingen hüben wie drüben auf Kommando scharf in's Zeug und echauffirten sich, als ginge ihnen die Ragbalgerei zwischen Gensdarm und Kaplan selber an's Leben; einem vernünftigen Menschen, der weder nach Himmel noch Hölle fragt und dem die Krauenträger höchstens noch etwas mehr zuwider sind als die Herren in Chorhemd und Stola, konnte sich das Herz im Leibe dabei umbiegen. Die Schwarzen sind immer die Klügeren und Praktischen — sie machten in aller Stille mobil und in ihrem Gesellenverein war schon lange ganz munter geheizt worden, ehe man endlich Wind davon bekam. Nun steckte alles, was reichstreu war und studirt hatte, die Köpfe zusammen, man besann sich auf den Bildungsverein und er kam plötzlich zu Ehren und sollte ein Kampfmittel wider die Römlinge werden. Man hält Vorträge und hat auch eine Bibliothek angelegt, d. h. man hat an allen Ecken und Enden bei den Buchhändlern herumgefochten und die Herren haben sich ihrer ehrwürdigsten Ladenhüter und ihrer hoffnungslosesten Krebse entledigt und dieser Schund soll nun den Bildungshunger des armen Volkes befriedigen. Ich war neugierig darauf, wie die Herren das Ding anpacken würden und bin auch eingetreten — daß sie den Verein, wenn er auch einen kleinen anständigen Anlauf nehmen sollte, in kurzer Zeit verhungert haben würden, wußte ich vornweg, aber sie haben selbst mich überrascht, und ich möchte manchesmal an den Wänden in die Höhe laufen, wenn ich mit anhören muß, wie sie die Leute mit lauter unnützem Zeug füttern und doch nur eins im Auge haben: sie für den Kulturkampf zu dressiren. Wenn ich könnte, ich wäre schon zwanzigmal mit gleichen Beinen hincingesprungen, denn was den armen Menschen, die mit offenen Mäulern dastehen, in der langweiligsten Schul-

meistermanier als funkelnagelneue Weisheit vordozirt wird, hat sich unferneher längst an den Stiefelsohlen abgelauert, das Meiste weiß man besser — aber das Unglück ist eben, daß ich nicht kann. Der Born, der mit beiden Häuten dreinschlagen möchte, würgt mich förmlich ab, aber es ist, als hätte ich einen Pfropf im Halse, der nicht heraus will, und wenn ich ja einmal ein paar Worte sage, so kommen sie der Quere heraus, und so ein grüner Lasse, der eben erst aus dem Seminar gekommen ist und sich für ein Licht der Welt hält, in Wirklichkeit aber des lieben Herrgotts Reitpferd, d. h. ein Esel ist (siehe Einzug in Jerusalem), fährt mir über den Mund und hat schließlich die Lacher auf seiner Seite. Da habe ich kürzlich einmal, als sie wieder eine volle Stunde von der Befreiung des deutschen Geistes durch den groben wittenberger Mönch geschwafelt hatten, ein kräftig Wortlein von Darwin fallen lassen, der ein viel größerer Wohltäter und Befreier der Menschheit sei und von dem man an allen Straßenecken predigen sollte. Was glauben Sie, das nun kam? Der Rektor unserer Stadtschule, ein ganz gewöhnlicher Klavierpauker, dessen wundeste Stelle sein leeres Knopfloch ist, kanzelt mich von obenherab ab, meint, ich würde wohl von Darwin auch nicht mehr wissen, als ich in einem Gartenlauben-Artikel gelesen hätte, ergeht sich in Ausfällen gegen „vorlaute Halbbildung“ und stellt für die nächste Zeit eine Beleuchtung der Irthümer Darwin's in Aussicht. Soll man da nicht aus der Haut fahren? Ist es denn nun zu viel verlangt, wenn ich Sie bitte, diesen Vortrag mit anzuhören und am Schlusse dem aufgeblasenen Schulmonarchen eins auf den vorlauten Schnabel zu geben, daß ihm Hören und Sehen vergeht? Sie können reden wie ein Buch und darauf, daß Sie von Darwin mehr verstehen als dieser dummstolze Vatelschwinger, gehe ich jede Wette ein. Und sehen Sie, wenn es nun einmal an's Hinrichten geht, so können Sie ihn am Ende auch gleich einmal an seiner kitzlichsten Stelle fassen; er fängt vollständig an zu rappeln, wenn von des deutschen Reichs erlauchtem Kanzler die Rede ist, den er so ungeschäfer für das Gehirn des deutschen Volkes hält, und seine Schulreden triefen förmlich von Kaiser- und Kanzlerbewunderung und von Franzosen- und Pfaffenhaß. Ich weiß nicht und will garnicht wissen, welche politische Ansicht Sie haben, aber das steht für mich fest, daß Ihnen dieser fanatische Schwindel doch zu toll wäre. Wenn Sie die Reden einmal lesen wollen, um den Mann kennen zu lernen, so stehen sie Ihnen zu Diensten — unsere kleine Quetsche ist gewürdigt worden, diese erhabenen Offenbarungen eines delirirenden Schulmeistergehirns durch den Druck aller Welt zugänglich zu machen, und ich habe mit der genialen Orthographie des Herrn Rektors und seiner verwegenen Interpunktion meine liebe Noth gehabt.“

Die gesunde Derbheit und der ehrliche Ingrimm, die diese

legung charakterisirten, hatten Wolfgang nicht bloß belustigt, er hielt Krone die Hand hin und sagte gut gelaunt:

„Ich bin kein Freund des Redenhaltens und Debattirens, aber im Nothfall stelle ich schon meinen Mann, und Ihr Herr Rektor wird sich entschieden im Lichte stehen, wenn er wirklich die Unverschämtheit hat, die „Irthümer Darwin's“ beleuchten zu wollen. Ich komme also, sobald Sie mich benachrichtigen, daß der Vortrag stattfindet, und ich verspreche Ihnen weiter, dem würdigen Pädagogen die Perücke ganz gehörig zu zerkaufen, wenn er, wie vorauszusehen ist, fälscht und verdreht. Sind Sie zufrieden?“

Der brave Krone war feuerroth vor Freude geworden — er preßte Wolfgang's Hand mit so herzhaftem Druck, daß dieser sich gerade keine Wiederholung wünschte, und die blaugrauen Augen blitzten in fast wilder Befriedigung. Als nun Wolfgang vollends hinzugabte, daß ihm der Bismarckkultus, der in Deutschland getrieben werde, als eine Thatsache erscheine, die sich der ernstlichsten Beachtung der Irrenärzte empfehle und für deren Verständnis ihm thatsächlich die Organe abgingen, gelobte sich Krone im stillen, seinen jungen Hauptmann fernerhin gegen jedermann bis auf's äußerste zu vertreten — wer etwas gegen ihn hatte, bekam es mit ihm zu thun und er sollte einen harten Stand haben. Wer weiß, wie lange Krone noch am Bett Wolfgang's geessen hätte, wäre Frau Meiling nicht (zum sechstenmale) in's Zimmer getreten und hätte Wolfgang einen Wink mit den Augen gegeben — bei Krone war mit solcher Zeichensprache, wie sie bereits erprobt hatte, nichts auszurichten, sodaß sie sich an den Verwundeten selber wenden mußte. Dieser verstand sie auch so gleich und sagte lächelnd: „Nun aber machen Sie, daß Sie fortkommen, Krone, wenn Frau Meiling Sie nicht hinaus werfen soll; unsere lange Unterhaltung hat ihre höchste Misbilligung, und ich glaube, wir sind nach ihrer Meinung auch um ein Erhebliches zu laut gewesen, und wenn Sie das Feld geräumt haben, wird sie mir in mütterlich-straftendem Tone eine Vorlesung über die Schädlichkeit jeder Aufregung halten und ich werde Mühe haben, ihr zu beweisen, daß zu Gunsten meines Retters eine Ausnahme gemacht werden mußte.“

In der That war Frau Meiling garnicht damit einverstanden, daß der ihrer Obhut anvertraute Refonvaleszent eine so lange Audienz gab, und als Krone gegangen war, schärfte sie Wolfgang beinahe ängstlich die Nothwendigkeit ein, sich nunmehr unbedingte Ruhe zu gönnen und nicht etwa noch lesen zu wollen. Wolfgang war auch wirklich müde und versiel in einen tiefen, träumelosen Schlaf, in dem ihm aber etwas recht sonderbares passiren sollte, ohne daß es ihm zum Bewußtsein gelangte.

(Fortsetzung folgt.)

Courbet.

Am letzten Tage des Jahres 1877 starb bei Bevey, am blauen Lemane, Gustave Courbet, „der Maler des Häßlichen“ wie eine zimperlich-pedantische Kritik ihn genannt hat, „der Maler des Wahren, der Maler der Natur,“ wie das Beiwort von Rechtswegen lauten sollte. Er war ein Bauernjunge aus der Franche-Comté, jener „Freigräfschaft“, wo deutsches Blut sich so ziemlich zu gleichen Theilen mit dem celtischen gemischt hat. Eine treffliche Mischung, der Frankreich so manchen seiner tüchtigsten Denker, Kämpfer und Künstler verdankt — einen Cuvier, Broudhon, Victor Hugo (trotz seines Monstrepheasantiums doch eine groß angelegte Persönlichkeit) und endlich last not least, unseren „Colonard“ (Säulenzertrümmerer) Courbet. Der Unfre war er. Dem Volk, aus dem er hervorgegangen, hat er angehört bis zum Tod, und der Künstler Courbet war stets ein Kämpfer für die Befreiung des Volks. Geboren im Jahre 1819, verließ er sein heimisches Dorf Ornans, um in Besançon — der Vater war ziemlich wohlhabend und wollte aus seinem Sohne „etwas machen“ — das Lyceum zu besuchen, und kam, 20 Jahre alt, nach Paris, wo er die Rechte studiren sollte, aber, ohne zu wissen wie, rein seinem Hange folgend, Maler wurde. Einen Lehrer hatte er nicht. „Wer war Ihr Lehrer?“ fragte ihn einst ein Besucher. „Moi“ — Ich! — antwortete er in seinem breiten Dialekt. Und sich selbst betitelte er: élève de la nature — Schüler der Natur. Und einen besseren Schüler konnte die Lehrerin sich nicht wünschen.

Und keinen fleißigeren. Vom Himmel herab fällt die Kunst nicht, wie eine gebratene Taube im Schlaraffenland. „Fleiß ist neun Zehntel des Genies,“ hat einmal ein Engländer gesagt. Courbet begriff es instinktmäßig, eben weil er ein Genie war.

„Es sind keine zehn Jahre her,“ so berichtet der Verfasser eines trefflichen Nekrologs in der „Neuen Freien Presse“ — „es sind keine zehn Jahre her, erklärte er uns einmal in seiner gloriofen Weise, wie er Maler geworden. „Als junger Mensch bewohnte ich eine Kammer mit frisch geweißten Wänden; darin stellte ich einen weiß gefärbten Tisch auf, breitete darüber ein weißes Tisch Tuch und postirte darauf einen weißen — Suppentopf. Nun begann ich, dieses Stillleben zu malen, malte es fünfzig, hundert, hundertundvierundzwanzigmal — beim hundertundfünfundzwanzigstenmal war ich ein Maler.“

Nun, ganz so glatt wird's nicht abgegangen sein. Thatsache ist: In dem Ausstellungskatalog des Jahres 1844 figurirte ein gewisser Courbet, élève de la nature, ein Name und ein Titel, die vordem von niemand gehört worden, mit einem Selbstporträt. Ein prächtiger, gesundheitsstrotzender, sorglos und doch kraftbewußt dreinschauender Kopf, der dem Maler und Original wie im Sturm die Sympathien gewann. Das Publikum „im großen“, die wahren Kunstverständigen, die unabhängige „öffentliche Meinung“ waren erobert und fielen nie ab von dem rasch sich vervollkommnenden, seine Eigenart immer mehr entwickelnden „Schüler

der Natur". Seine Popularität überdauerte sogar den blutro Schrecken der verfallenen Communeschlächter.

Der Krieg, welcher zu Ende der dreißiger und zu Anfang der vierziger Jahre in Paris zwischen den „Klassikern“ und „Romantikern“ tobte, dehnte sich auch auf das Gebiet der Malerei aus. Man schlug um so wilder auf einander los, je weniger man sich und dem Gegner zu sagen vermochte, was man eigentlich wollte. Prügeleien im Dunkeln sind immer die hitzigsten und gefährlichsten. Courbet blieb nicht neutral; er fand, daß die Romantiker wenigstens in das lebendige Leben der Gegenwart griffen, nicht, gleich den Klassikern, in das todt der Vergangenheit, und wurde „wüthender“ Romantiker und „Hugolâtre“ — Anbeter Victor Hugo's, des Führers der Romantiker, des Mannes des himmelfürmenden, scheinrevolutionären Wortes. Aber Courbet

war zu sehr Realist und Naturkind, um nicht bald hinter die Nebelhaftigkeit und Unnatur dieses Romantismus zu kommen; er riß sich theoretisch los — praktisch hatte er es nicht nöthig — und schrieb, was als Glaubensbekenntniß und Programm Courbet's des Malers gelten kann: „Ich habe die Kunst der älteren und neueren Meister ohne Vorurtheil und Parteigeist studirt. Ich wollte weder die einen nachahmen, noch die anderen kopiren; ebensowenig strebte ich nach dem ernstesten Ziele des *l'art pour l'art* (der Kunst um der Kunst willen — das Schlagwort der „Klassiker“). Nein! Aus der vollen Kenntniß der überlieferten Kunstwerke wollte ich einfach das richtige Gefühl meiner selbst, ein freies Selbstbewußtsein schöpfen. Wissen, um zu können, war mein Wahlspruch, und meine Absicht ging dahin, die Sitten, die Gedanken, das Gesicht meiner Zeit nach meinem Urtheil und Ermessen darzustellen, nicht bloß ein Maler, sondern auch ein Mensch zu sein, mit Einem Worte, ein lebensvolles Kunstwerk zu schaffen.“ — Und ein andermal schrieb er: „Hinweg mit der akademischen, konventionellen, verlogenen Ksterkunst, die Kunst muß ein Kind ihrer Zeit sein, und das Schöne liegt nicht im Ideal, sondern in der Natur, in der Wirklichkeit, und ich, ich male nur, was mein Auge gesehen.“

Und so malte er. Was er malt, ist aus dem Leben genommen, es lebt. Seine Bilder: „Die Walpurgisnacht“, „Nachmittag in Ornans“, „Die Bauern von Flagny“, „Die Steinklopfer“, „Das Begräbniß zu Ornans“, „Die Rückkehr von der Konferenz“ (siehe Nr. 20 der „Neuen Welt“ vom Jahre 1876) und andere mehr haben ihm die Unsterblichkeit errungen. Sein Landsmann Proudhon vertheidigte ihn gegen die Angriffe der erbostenen Kunst- und Schulmaler. „Courbet“, sagte er, „regt zum Denken an, ohne es zu wissen. Seine Bilder bedeuten etwas. Die beiden Steinklopfer“ sind ein sozialdemokratisches Gemälde, ein Schmerzensschrei des Proletariats, ein Hohn auf den eingebildeten Fortschritt, ein Spottgedicht auf

Zeitalter der angeblich ausgebildeten Mechanik, die doch stark genug ist, den Menschen vom Frohdienst zu befreien. Um das Grab zu Ornans' schaaren sich Todtengräber mit viehischen Gesichtern, Chorknaben mit schlechten Witten auf den Lippen, Leichenjäger in weintrunkener Laune, rohe Pfaffen, die ein „De profundis“ mit demselben Stumpfsinn plärren, wie einen Gassenhauer, gleichgiltige, gelangweilte Leidtragende, die, vom Brauche gezwungen, der Beerdigung bewohnen — ist das nicht ein ergreifender Protest gegen die Fühllosigkeit und Indifferenz, womit die Heiligkeit des Todes nachgrade allüberall entweiht wird? Und man rede nichts von Realismus, denn hier wirkt der höchste Idealismus auf den Betrachter, der Idealismus der Idee, der endlich einmal Herr werden muß über den Idealismus der Form, welcher die Kunst zum Sporn gemeiner Triebe, zur Magd

des Lurus und der Wollust, zu einer Kupplerin gemacht hat. Und erst „Die Rückkehr von der Konferenz“ (das Bild, welches 1855 den Ausschluß Courbet's aus der Akademie bewirkte), soll das vielleicht nur ein Rudel weinseliger Pfaffen darstellen, die sich beim Disput über das Wort Gottes die Kehle mehr als billig feuchteten? Ein so armseliger Stoff wäre des Künstlers kaum würdig gewesen; dieser zielte höher, nach dem Herzen der Kirche, er wollte zeigen, wohin die Welt gerathen muß, wenn die ächte Frömmigkeit zur schalen Ceremonie abgestorben ist.“

Im Jahre 1870 stellte Courbet einen „Bettler“ aus, ein zerlumptes Opfer der heutzigen Gesellschaft, einen gemalten Protest gegen die herrschende soziale Mißwirthschaft. Sonderbarerweise zog dieses Bild ihm seitens der napoleonischen Regierung das Ritterkreuz der Ehrenlegion zu, das er jedoch dem Geber mit Protest zurücksandte. Der Krieg unterbrach Courbet in seinen künstlerischen Arbeiten. Bei der Belagerung von Paris

kämpfte er tapfer mit, am 18. März 1871 war er auf dem Posten und als die Commune proklamirt ward, gab er sich voll und ganz der Sache des arbeitenden Volks hin und that seine Schuldigkeit bis zu Ende. Sein Antheil an der Niederwerfung der Vendomsäule, dieses „Denkmals des Massenmords und Völkerverhaßes“ ist bekannt und sichert ihm ein Denkmal im Herzen jedes freiliebenden, von Chauvinismus und Nationalitätswusel emanzipirten Menschen. Nach dem Fall der Commune wurde er gefangen, fand aber Fürsprecher, und konnte ein Jahr später, aus dem Kerker entlassen und seines Vermögens beraubt, ein Asyl in der Schweiz, am schönen Genesee, aufsuchen. Dort schuf er noch verschiedene Kunstwerke, unter andern die herrliche Büste der „Freiheit“, von der wir in Nummer 25 der „Neuen Welt“ vom Jahre 1876 eine Abbildung gebracht haben. Am 31. Dezember vorigen Jahres, wie schon mitgetheilt, starb er.

Neun Monate vor seinem Tod richtete er an einen Parteigenossen einen Brief, der uns vorliegt, und in welchem er sein politisches Glaubensbekenntniß ablegt: „Je suis républicain de



Gustave Courbet.



Galeria Vittorio Emanuele (Victor-Emanuel-Galerie in Mailand). (Seite 238.)

nature et le soutien de cette cause est indélébile chez moi; j'ai agi jusqu'ici dans tout ce qu'elle pouvait avoir de rationalité en elle et poursuivrai cette cause jusqu'à mon extinction malgré toute éventualité^{*)}. — Ich bin Republikaner von Natur; die Anhänglichkeit an diese Sache ist unzerstörbar bei mir. Ich habe bis jetzt in allem was sie Vernünftiges hat, für sie gewirkt und werde für sie wirken bis ich aufhöre zu sein — komme was da wolle.“

Er hat nicht gelogen.

Zur Erläuterung oder Ergänzung seines Portraits in der heutigen Nummer (das man mit dem Miniaturbildchen in Nr. 24 der „Neuen Welt“ vom Jahr 1876 vergleichen möge) lassen wir noch die Federzeichnung des schon erwähnten Feuilletonisten der „Neuen Freien Presse“ folgen, der ein Gespräch mit Courbet schildert:

„Moi (ich) . . .“ begann er, und der breitgeschlitzte Mund öffnete sich weit und das schwarze Auge glänzte sanft. Ein Mund, der, auch stumm, von Trost und Uebermuth überflößt; ein Auge, der Spiegel unendlicher Sanftmuth. In diesem Gegensatz lag das ganze Geheimniß seiner Erscheinung, die zugleich abstieß und anzog, bezauberte und empörte. . . . Welch ein Mund! . . . Welch ein Auge zumal! Ein stilles Meer von Ruhe und Schönheit. Man pflegt in der Thierwelt Umschau zu halten, um ähnliches zu finden. So melancholisch mild blickt der krafttrockene Stier in die Welt hinein, oder, wenn das Gleichniß besser behagt, so träumerisch sinnt die arabische Antilope, gewöhnt an die Fernsicht über endlose Wüstenflächen, an den Blick

^{*)} Wir werden in einer der nächsten Nummern ein Facsimile bringen.

in's Unermeßliche. Es war ein Malerauge und doch ganz frei von den herkömmlichen Attributen; weder Scharfblick noch Beobachtungslust, nicht einmal Reugier sprach daraus. Von dunklen Brauen beschattet, leuchtete es aus dem mandelförmigen Augenhöhlen wie eine Naturkraft, die im Traume wirkt, ihrer selbst kaum bewußt, fast gedankenlos, alles Licht, das sie gleichgiltig einsog, gleichgiltig ausstrahlend. . . . Der Gestalt nach war er halb Gott, halb Bauer: groß, stark, breitschulterig, schon über das gute Maß hinaus beleibt, eine Figur wie für ein Jahrhundert aus dem Fels gebauen; in der Kleidung nachlässig, ja verwahrloßt, an der Staffelei meist in Hemdärmeln, wie ein Schmied am Amboss. Der Kopf von auffallender Kegelform, die Backenknochen energisch vorspringend, der ganze untere Theil des Gesichtes ungleich breiter als die Stirne; die Haut glänzend, von gesunder Bergluft geröthet; die Nase leicht gebogen; ein ziemlich spärlicher Vollbart und der Schatten eines Schnurrbarts über den fleischigen, sinnlichen Lippen — des lèvres lippues, sagt der Franzose mit deutschem Anklang. Halb Gott, halb Bauer, also alles in allem eine imponirende Erscheinung. Wäre nicht die kleine Holländerpfeife gewesen, die von seinem Munde unzerrennlich schien, man hätte denen Recht geben können, die seinen Kopf dem eines assyrischen Königs ähnlich fanden. Nemrod, Sardanapal, Sancherib — so etwa, wie Courbet einherging, könnte man sich diese Helden aus dem Zeitalter der Keilschrift vorstellen.“

Die feile, feige Reptilienpresse hat nicht unterlassen können das Grab des sozialdemokratischen Künstlers mit Koth zu bedecken. Das kann ihn nur ehren. Das sozialdemokratische Volk wird den ersten sozialdemokratischen Künstler nicht vergessen.

Volkslieder und Lieder für das Volk.

Eine literargeschichtliche Blanderei von N. Wittich.

(Schluß.)

Gehen wir dem Volkslied geschichtlich zu Leibe, so finden wir, daß der Anfang aller Poesie eben Volksdichtung ist. Bei den Wilden haben Reisende beobachtet, wie einer im Kreise seiner Stammesgenossen in einfacher Gesangsweise, mit kräftigen, begleitenden Geberden seine eigene oder eine Heldenthat seines Stammes in einer Art Rezitativ berichtet und bei gewissen Abschnitten der Chor refrainartig einfällt. Ja, nicht bloß Text und Melodie werden so gewissermaßen durch gemeinschaftliche Arbeit gefunden: es tritt auch noch die Bewegung der Glieder hinzu, welche das Erzählte veranschaulichen soll und die sich zuweilen bis zum kunstmäßigen Tanz steigert. Solche Melodien hat man niedergeschrieben und hat sich nicht wenig gewundert, wie solche rohe Völkerstämme ohne Latein, ohne Schulen, ja ohne Schrift derartiges zu leisten im Stande waren. Recht bezeichnend für den gelehrten Bildungsdünkel ist eine Bemerkung, die Morhof (1688) über ein schönes lappländisches Liebeslied machte: „Da sehe mir einer diesen Lappländer an, wie artig er der Bewegungsfiguren zu gebrauchen weiß, sein Verlangen darzustellen. Dieses Lied kann sicher nach der Meisterfingerkunst gesehen. Wer sollte meinen, daß unter den Lappen sich auch poetisches Feuer in Liebesdingen rege?“ — Philister! Weil der Lappländer nicht auf der Lateinschule gewesen ist und nicht den Aristoteles studirt hat, soll er kein ergreifendes Liebeslied singen können.

Der Franzose Montaigne macht über die Kunstpoesie die treffende Bemerkung, es sei nicht wahr, daß die Kunst den Sieg davontreibe über die große, mächtige Mutter Natur, die wir gewissermaßen ersticht und mit allerlei Kultur- und Kunstzuthaten getödtet hätten.

Auch theilt derselbe ein brasilianisches Liebesliedchen mit, in welchem ein Jüngling eine bunte Schlange anredet, daß er sie fangen und aus ihrer glänzenden Haut seinem Liebchen einen Schmuck machen werde. Das Lied hat Goethe später verarbeitet, wie er auch ein Lied eines gefangenen Kannibalen nachgedichtet hat. Der Gefangene kennt sein Schicksal, er weiß, seine Feinde werden ihn braten und ihrer Sitte gemäß verzehren. Da erhebt er sich zu einer Höhe, die erstauenswerth ist, und ruft seinen Feinden zu:

Kommt und verzehret meine Glieder:
Und verzehret zugleich mit ihnen
Eure Ahnherren, eure Väter,
Die zur Speise mir geworden!

Das ist eine tragische Größe, wie sie nur bei Aeschylos oder Shakespeare wiederzufinden ist. Wie bei den Wilden, wie bei den analphabetischen, d. i. weder lesen noch schreiben könnenden Völkern des hohen Nordens, so entstanden überall und zu allen Zeiten die Volkslieder im Volke, und es ist gleichgiltig, ob einer oder mehrere die Form finden und die Weise anstimmen, welche darstellt, was alle gleich lebhaft berührt und mächtig erregt.

Was nun den Inhalt dieser Gesänge des Volks anlangt, so ist er so vielfältig und vielgestaltig als das Leben selbst. Zunächst die Thaten und Erlebnisse des Stammes, dann die allen Menschen gemeinschaftlichen Erlebnisse, Leid und Freud' des Lebens und Liebens, Freude an der erwachenden, Trauer über die absterbende Natur. Ihren Namen zu verewigen, das ist freilich ein Ziel, welches hier den Dichtern und Sängern garnicht vorzwehlt, das ist eine Eigenthümlichkeit des Kunstdichters: dieser führt immer den horazischen Vers im Munde, daß er durch seine Lieder sich ein Monument erbaut habe, welches, härter als Erz, jahrhundertlang dauern werde!

In Bezug auf die Form müssen wir feststellen, daß solch ein Lied sorglos und ohne beengende Rücksicht auf die „Regeln der Kunst“ im Augenblick des Erlebens frisch heraus gesungen wird; die Hauptmomente werden hervorgehoben, die einen inneren Zusammenhang haben; auf die äußere, logisch-grammatische Verbindung wird bei weitem weniger Werth gelegt. Daher erklärt sich die sprungartig fortschreitende Berichterstattung über die Vorgänge, die dem Pedanten und Kritiker soviel Pein verursacht. Diesen Herren ist auch noch der sogenannte Refrain oder Kebrlein ein Dorn in den Augen; dieser besteht in der bei gewissen Abschnitten stattfindenden Wiederholung eines Satzes oder jener jodlerähnlichen Worte, welche beide Erscheinungen eben ihren Ursprung in dem musikalischen Elemente des Volksliedes haben: die knappen Verszeilen genügen nicht, im Gesang die Stimmung

voll anstönen zu lassen, deshalb wird der zu enge Rahmen erweitert durch solche refrainartige Zusätze.

Neben Percy's „Ueberresten altenglischer Poesie“ (erste Ausgabe 1765, dann öfter) gab noch bedeutende Anregung Macpherson's Fälschung der Lieder des gälischen Skalden oder Sängers Ossian. Diese beiden Erscheinungen riefen einen wahren Sturm in dem literarischen Deutschland hervor.

Wie tief die Gemüther von den Ossianliedern gepackt und erschüttert wurden, dafür haben wir ein klassisches Zeugniß in der Prosaübersetzung eines schönen Gefanges in Goethe's „Leiden des jungen Werther“, und auch an anderen Stellen dieses merkwürdig revolutionären Werkes: „Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt“, schreibt Goethe, der junge Stürmer und Dränger, beeinflusst und bestimmt durch Herder, durch den er in Straßburg als Student 1770 und 71 „die Poesie von einer ganz neuen Seite kennen lernte“. Im Elsaß sammelte Goethe für den Freund Lieder, die er beim Volke singen hörte, und dabei lernte der spätere Altmeister deutscher Poesie jene Töne anschlagen, die von unsehbarer Wirksamkeit auf die Gemüther waren und die in seinem eigenen Dichten und Denken uns so oft entgegenklingen. Im Werther trat der junge Apoll gar scharf und schneidig auf gegen die Herren von Schule und Regel, die die Welt „vergriecht und verlateinert“ hatte. — Aus Percy's Sammlung heben wir als Probe nur die eine Ballade „Edward“ heraus.

„Dein Schwert, wie ist's vom Blut so roth,
Edward, Edward?
Dein Schwert, wie ist's vom Blut so roth,
Und gehst so traurig her? — D!“
„Ich hab' geschlagen meinen Geier todt,
Mutter, Mutter!
Ich hab' geschlagen meinen Geier todt,
Und keinen hab' ich wie er — D!“
„Dein's Geiers Blut ist nicht so roth,
Edward, Edward!
Dein's Geiers Blut ist nicht so roth,
Mein Sohn bekenn' mir frei — D!“
„D, ich hab' geschlagen mein Rothhohr todt,
Mutter, Mutter!
D, ich hab' geschlagen mein Rothhohr todt,
Und 's war so stolz und treu — D!“
„Dein Roß war alt, hast's nicht noth,
Edward, Edward!
Dein Roß war alt, und hast's nicht noth,
Dich drückt ein andrer Schmerz — D!“
„D, ich hab' geschlagen meinen Vater todt,
Mutter, Mutter!
D, ich hab' geschlagen meinen Vater todt
Und weh, weh ist mein Herz — D!“
„Und was für Buße willst du nun thun,
Edward, Edward?
Und was für Buße willst du nun thun,
Mein Sohn, bekenn' mir mehr — D!“
„Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Mutter, Mutter!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Will gehn fern über's Meer — D!“
„Und was soll werden dein Hof und Hall,
Edward, Edward?
Und was soll werden dein Hof und Hall,
So herrlich sonst und schön — D!“
„Ich laß es stehn bis es sint' und fall',
Mutter, Mutter!
Ich laß es stehn, bis es sint' und fall',
Mag nie es wiedersehn — D!“
„Und was soll werden dein Weib und Kind,
Edward, Edward?
Und was soll werden dein Weib und Kind,
Wenn du gehst über Meer? — D!“
„Die Welt ist groß, laß sie betteln drinn,
Mutter, Mutter!
Die Welt ist groß, laß sie betteln dein,
Ich seh' sie nimmermehr — D!“
„Und was willst du lassen deiner Mutter theu'r,
Edward, Edward?
Und was willst du lassen deiner Mutter theu'r?
Mein Sohn, daß jage mir — D!“
„Fluch will ich euch lassen und höllisch Feu'r,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich euch lassen und höllisch Feu'r,
Denn ihr, ihr riethet's mir! — D!“

Das ist Kraft, das ist Leben! Das ist elementare Natur, und dabei könnte der geschulteste Kunstdichter nicht feiner und schärfer zeichnen und kunstreicher steigern und die Spannung immer mehr erhöhen, bis die Handlung endlich ihren Abschluß findet in dem schrecklichen Fluch des Sohnes über seine mord-anstiftende Mutter!

Am tiefsten war in Deutschland die Wirkung, welche Herder ausübte durch Veröffentlichung seines Bändchens „Volkslieder“, das im Jahre 1778 erschien und erst später umgetauft und „Stimmen der Völker“ betitelt wurde, als nach Herders Tode dessen gesammelte Werke herausgegeben wurden. Herder gibt auch Zeugnisse für die Volkslieder aus älterer Zeit; ich denke aber, wir bedürfen deren weiter nicht. Als interessant mag nur eins hervorgehoben werden, welches Philipp Sidney zum Urheber hat und lautet: „Nie hörte ich den alten Sang, Percy und Douglas', ohne daß ich mein Herz von mehr als Trompetenklang gerührt fand; und doch war's nur irgend von einem blinden Bettler gesungen, nicht mit rauherer Stimme als Bersart.“ Daran knüpft er die Betrachtung: wie gewaltig wohl diese „so schlecht zugerichteten Lieder, befreit von dem Staube eines ungebildeten Jahrhunderts, etwa im Stil des Vindar“ aufgepußt, wirken würden! — Das sei ferne, den nordischen Kern mit südlicher Schale zu umhüllen, daß man nicht mehr erkennt, welcher Baumes Frucht man vor sich hat!

Als das Wort „Ballade“ durch Percy bei uns bekannt und besprochen wurde, legten sich auch bald Leute auf das „Balladendichten“; so der alte Gleim, der freilich Erregung starker Leidenschaft der menschlichen Gesellschaft für schädlich hielt und dabei wohl an das politische Leben dachte. Auch von anderer Seite wurde gelehrt, Romanzen und Balladen (beides eigentlich dasselbe und nur das eine der nordisch-englische, das andere der romanische Name für „Volkslied“) sollten „abenteuerlich und wunderbar und von einer possirlichen Traurigkeit (!) sein.“

Ganz anders ist das bei den Nachbildungen Herders, der so zart und fein Inhalt und Ton nachfühlte und nachdichtete, wie feiner vor oder nach ihm. Freilich ging dieses neue Evangelium nicht unangegriffen in die Lande hinaus. Besonders der Buchhändler und Schriftsteller Nicolai in Berlin trat satirisch dagegen auf mit einer Sammlung von acht alten und selbstgefertigten Volksliedern, die betitelt war: „Ein feyner kleyner Almanach vol schöner edtler ljblicher volkslieder von Daniel Seuberlich 1777 und 1778.“

Das achte Volkslied sollte aber seinen Eindruck nicht verfehlen und Herders Stimme verhallte nicht ungehört. Das beweist vor allem Bürgers „Herzensausguß über das Volkslied“, den er unter dem Namen Daniel Wunderlich herausgab. Darin lehrt der Sänger der „Lenore“, daß die Dichtkunst nicht bloß für die obersten Klassen da sei, der Beruf der wahren Dichter sei es, gleich verständlich und unterhaltend für das Menschengeschlecht im ganzen zu dichten. Dann wendet er sich scharf gegen die Entfremdung der Kunstdichter vom Volke und meint: „Weil wir so hoch und so tief gelehrt sind, daß wir schier aller Völker Sprachen reden können, ihre Handlungen, Sitten und Gebräuche, all' ihre Weisheit und Thorheit auswendig wissen, überall bei ihnen heimisch, mit allem bei ihnen bekannt und bewandert sind, so sind wir in unserm Dichten und Trachten, Reden und Thun so fremd und so ausländisch, daß der Ungelehrte unserer Landsleute selten klug aus uns werden kann. Das schlimmste ist, daß das, was wir der Art lernen, meistens todt's Kapital bleibt.“ Dann verweist er darauf, wie neulich „einige achte Söhne der Natur“ Volksliedern auf die Spur gekommen seien, von denen man den wahren Balladen- und Romanzenton lernen könne. „Auch in der höheren Lyrik gibt es Werke, die bei alledem sehr volksmäßig sind und“, fährt er fort, „die höhere Lyrik, die nicht für das Volk ist, mag hinlaufen, wo sie hin will!“

In diesem Geiste ist denn auch seine „unsterbliche Lenore“, wie er sie selbst nennt, empfangen und geboren worden, nur schade, daß bei ihr das nächtliche Grauen zu überwiegend die Hauptsache ist. Brieflich äußert Bürger während der Arbeit an dieser berühmtesten deutschen Ballade: „Ich denke, Lenore soll Herders Lehren einigermaßen entsprechen,“ und weiterhin: „Das ist dir ein Stück, Bräuderle, keiner, der mir nicht erst seinen Bagen gibt, soll es hören. Der Stoff ist aus einem alten Spinnstubengesang entnommen; ich will es komponirbar dichten, daß es mir wieder in die Spinnstuben kommt.“

Bürger war, wie man sieht, auf dem richtigen Wege und gab auch thatsächliche Beweise und Proben in seinen Gedichten, die

uns, trotz Schillers allzuscharfer Kritik dennoch sehr theuer sein müssen, denn da haben wir wirkliche Lieder für das Volk!

Wie sehr fallen die Gleim und Konjorten gegen ihn ab! Die behandelte ihr Publikum, wenn sie für das Volk singen wollen, als furchtbar beschränkt und dumm und werden deshalb meist außerordentlich trivial und ungenießbar; hat doch selbst ein Lessing über das Volk die Aeußerung gethan, Verstand fehle den Leuten; er meint aber jedenfalls das wissenschaftliche Bewußtsein damit. Der alte Johann Heinrich Voss sagte zu seiner Frau: er habe mit Höltz den Lieblingstraum gehabt, Deutschland und Italien zu bereisen, das Volk bei seinen Arbeiten aufzusuchen und dies dann in Idyllen zu besingen. Das habe sie freilich gestört!

Einer, der recht absichtlich Volksdichter sein wollte, Matthias Claudius, traf wohl öfters den rechten herzansprechenden Ton, an anderen Stellen tritt aber die reaktionäre Beschränktheit (oder Tendenz?) recht deutlich an den Tag. So besonders in dem „Lied der Bauern zu N. N. an ihre Gutsherrschaft am Geburtstage“, in dem mit sichtlichem Wohlbehagen der „beschränkte Unterthanenverstand“ gepredigt wird, wofür als Beweis die letzte Strophe dienen mag:

Vorsänger: Fromme Menschen sein und Christen
Ist ein guter Brauch.
Ach, wenn's alle Herren wüßten,
Ja, sie wären's auch,
Und gehorsam wären Knechte,
Planderten nicht Menschenrechte
Wie ein Gauch, wie ein Gauch!

Alle: Gott zu fürchten ist für Knechte
Guter Brauch,
Und für Herren auch!

Das war nach der großen Revolution von 1789, und solche Lieder zum Einsullen des Volks schienen unseren Poeten am Plage zu sein!

Zum Theil von einem ähnlichen Geiste getragen ist das „Mildenheimische Liederbuch“, 518 lustige und ernsthafte Gesänge, von Rudolf Zacharias Becker zusammengestellt und 1799 herausgegeben. Es ist ganz gedruckt wie ein Gesangbuch, zweispaltig, ohne Versabzüge, um Raum zu sparen, und enthält Sachen von Goethe, Bürger, Voss, Schubart u. a. nebst Selbstgedichteten; in Kapitel eingetheilt, gibt es für alle Lebensumstände, für alle Berufsclassen Beiträge. So z. B. wird der Fleischer mit dem tapfern Soldaten, der Menschen schlachtet, verglichen und so dessen Selbstbewußtsein gehoben. Warum nicht umgekehrt?

Unter diesen „Volksliedern“ begegnet uns auch das Preußenlied „Heil dir im Siegerkranz“, welches ursprünglich von einem Schleswig-Holsteiner dem — König von Dänemark gewidmet ist.

Den bessern Pfliegern des Liedes im Volkston sind aus jener Zeit beizuzählen der Freund Goethes, der Maler Müller, dessen „Heute scheid' ich, morgen wandr' ich“ ja auch Volkslied geworden ist; ferner war Schubart auf diesem Feld glücklicher als Gleim. Auch von Jung-Stilling, dem sträßburger Studiengenossen Goethes und Herder's, dessen Lied mit dem Refrain „Somme noch einmal blide zurück“, welches sich in seiner Selbstbiographie findet, sehr beachtenswerth ist, wenn es auch schon dem Sentimentalen, zum Theil dem Schrecklichen zuneigt.

Soviel über die Geschichte des Volkslied auf der Scheide des vorigen und unseres Jahrhunderts. — Von den größeren Sammlungen nennen wir nur „Des Knaben Wunderhorn“, eine 1808 von Achim von Arnim und Brentano veranstaltete Sammlung, und dann Ahlands „Alt-, hoch- und niederdeutsche Volkslieder“.

Aber auch heute ist der dichtende Volksgeist noch nicht erloschen; oft werden Lieder bekannter Dichter, wie Schiller, vom Volk zurecht gesungen, zum Theil auch, wie in Tyrol und andern süddeutschen Ländern, beim Becher Schnaderhüpfel und Streitlieder erfunden und noch dazu improvisirt, und wenn in dem gegenwärtigen Volksgefängnis zum Theil ein Stocken eingetreten ist, so liegt es daran, daß verständige Kunstdichter, wie Ahland, Heine, Herwegh u. a., wieder Lieder geschaffen haben, die der Volksnatur angemessen sind.

Möchte doch das Wort Bürger's, daß die deutsche Dichtkunst für alle da sei, eine immer größere Beachtung finden bei unseren zeitgenössischen, sowie bei den zukünftigen Dichtern! Möchten diese uns Lieder schaffen, die herzerfreuend und veredelnd zugleich auf das Volk wirken und über die das Letztere sagen kann: „das ist Fleisch von unsrem Fleisch und Bein von unsrem Bein.“ Möchten die künftigen Sänger immer mehr ihren Beruf erfüllen, wie ihn unser Schiller auffaßt, wenn er sagt, daß der Dichter der Menschheit vorangehend, „die gewagtesten Vernunftwahrheiten lange vorher unter das Volk bringt, ehe der Philosoph und der Gesetzgeber sich erlauben dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten sie dann schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen und ein ungeduldiges einstimmiges Verlangen würde sie endlich von selbst der Vernunft abfordern!“

Wird sich Schillers Hoffen erfüllen? Die „Reichsjonetteklimpermeister“ à la Redwig und Bismarckhymnenfänger à la Gottschall geben uns freilich wenig Aussicht — aber daneben ertönt doch manches tief und wahr empfundene, zeitgemäße Lied! Also hoffen wir, daß uns auch Lieder für's Volk gesungen werden, welche das Letztere für würdig befinden kann, daß sie Volkslieder heißen!

Die Sittenlehre des Darwinismus.

Von C. Fehleisen.

Die Lehren des Darwinismus erleiden dasselbe Schicksal, welches die Menschen von jeder neuen Wahrheiten und neuen Entdeckungen bereitet haben, d. h. sie werden einfach als staats- und religionsgefährlich verschrien und denunzirt. Sokrates mußte für den Versuch, eine reine Gottesvorstellung auf monotheistischer Grundlage zu erwecken, den Giftbecher lehren; der Zimmermannssohn von Nazareth, im ganzen ein ungefährlicher, harmloser Schwärmer, wurde an's Kreuz genagelt, weil er unter anderem Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen lehrte; der erste, der die großartige Entdeckung des Kopernicus, daß die Erde um sich selbst und um die Sonne sich bewege, öffentlich zu verbreiten wagte, Giordano Bruno, wurde am 17. Februar 1600 in Rom verbrannt oder wie es in der damaligen Sprache der christlichen Richter hieß: „ohne Blutvergießen zum Tode befördert.“

Mit Feuer und Schwert (so gerne es manche thäten!) wüthen allerdings die Menschen heute nicht mehr gegen die Anhänger und Verbreiter einer neuen Lehre, aber in Ermangelung solcher radikalen Mittel werden keine Lügen und Verleumdungen gespart, den Darwinismus zu verdächtigen und zu verhindern, daß er im Volke an Ausbreitung gewinne.

Am auffälligsten hat in letzter Zeit der Unglücksprophet und Rückschrittler Virchow in München seine Stimme gegen den Darwinismus erhoben; als Beweis, wie sehr dieser Reaktionsär der

Wissenschaft im Sinne der herrschenden Reaktion sprach, diene eine Szene aus der Reichstagsitzung vom 9. Dezember 1876. Bei der Statberathung des öffentlichen Unterrichts für Elsaß-Lothringen beklagte der Abgeordnete Guerber sich darüber, daß die Lehrer vom Staate ohne Mitwirkung der Kirche angestellt werden, weshalb es denn auch vorgekommen sei, daß ein als Anhänger des Darwinismus bekannter Lehrer als Leiter eines Schulinstituts habe angestellt werden können. Diese Aeußerung berichtigte der Reichstagsabgeordnete von Puttkammer dahin: „es sei unwarh, daß der betreffende Lehrer ein Darwinianer gewesen sei, der Urheber dieses Gerüchtes sei wegen Verleumdung (!) bestraft worden; man werde doch nicht glauben, die Landesverwaltung werde so thöricht (!) sein, einem Manne, der einer solchen Richtung angehöre, eine Schulanstalt anzuvertrauen!“

So durfte man im Jahre 1876 und darf man auch heute noch reden in einer Reichstagsitzung, in einer Versammlung von Männern also, welche den Geist und die Blüthe einer ganzen Nation und zwar der Nation der „Denker“ repräsentiren! Also auch heute noch kämpft man mit allen zu Gebote stehenden Mitteln gegen die Ausbreitung einer unbequemen neuen Lehre; den Lehrer, der dem Darwinismus huldigt, verbrennt man zwar nicht, allein man entfernt ihn einfach aus dem Amte und läßt ihn betteln oder verhungern, d. h. nach der modernen christlichen Sprache

auch, man befördert ihn ohne Blutvergießen zum Tode, nur daß die heutige Methode viel grausamer und raffinierter ist, indem sie das Opfer langsam und allmählich zu Tode martert, während die Henker der Inquisition die Qualen ihres Opfers wenigstens rasch beendeten!

Und doch ist kein Vorwurf unbegründeter und einfältiger, als der, der Darwinismus untergrabe die Moral und führe zur Anarchie. Wie man heutzutage sogar im Vatikan überzeugt ist, daß der Staat nicht zugrunde geht, wenn auch die Erde sich bewegt, so wird man im nächsten Jahrhundert schon sich überzeugen haben, daß der Staat nicht nur sehr wohl bestehen kann, auch wenn die Menschen nicht mehr blindlings glauben, sie seien gottähnlich geschaffen und nachher von dieser Höhe zu den erbärmlichen Sündern von heute herabgesunken, sondern daß es vielmehr von dem größten Vortheil für den Staat sein wird, wenn dessen Angehörige wissen, daß sie aus den Tiefen der Natur emporgestiegen sind und sich von thierischen Zuständen aus allmählich bis zu dem erhabenen Standpunkte aufgeschwungen haben, den die zivilisirte Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, wenigstens gegen früher, einnimmt. Gerade das Wissen von der fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechts zu immer höhern Kulturstufen eröffnet uns einen viel tröstlicheren Blick in die Zukunft, als ihn der Glaube an die vernunftwidrigen Dogmen irgend einer der bestehenden Kirchenreligionen je zu gewähren im Stande ist.

Die Sittenlehren im Darwinismus und — um es gleich zu sagen auch des Sozialismus — sind keine andern, als jene uralten großen Grundätze, welche die Moralsysteme aller Zeiten und aller Völker ausmachen und welche aus der Gemeinsamkeit der Interessen entspringen. „Andern Gutes zu thun, unsre Gelüste zu Gunsten andrer zu opfern, unsern Nächsten zu lieben wie uns selbst, unsern Feinden zu verzeihen, unsre Leidenschaften zu bezähmen, unsre Eltern zu ehren, die Gesetze zu achten“ — dies sind die grundlegenden Sätze der Moral, aber sie sind seit Menschengedenken bekannt und nicht ein Jota ist ihnen zugefügt worden durch alle Predigten und Textbücher der Theologen. Zu behaupten, das Christenthum hätte der Menschheit vorher unbekannt sittliche Wahrheiten gebracht, beweist entweder grobe Unwissenheit oder geflüchtlichen Betrug.

Die Moral, deren Gegenstand einzig und allein der Mensch ist, insofern er nach Selbsterhaltung und sozialer Vereinigung strebt, hat absolut nichts mit jenen eingebildeten Systemen zu thun, welche sich auf ein außerhalb der Natur befindliches Wesen beziehen; eine aufmerksame Beobachtung der menschlichen Natur vermag allein nur die Motive zu zeigen, wodurch man auf die Menschen einwirken muß, um sie zur Zügelung, Regelung und Bekämpfung ihrer Leidenschaften, Begierden und fehlerhaften Gewohnheiten zu bestimmen und den Eifer in ihnen zu beleben, sich der Gesellschaft werth und nützlich zu machen. Moralsich leben heißt nichts anderes, als sein eigenes Wohl fördern durch Beförderung des Wohles anderer. Sobald der Mensch bei seinen Handlungen durch andere Beweggründe, z. B. Furcht vor Strafe oder Hoffnung auf Lohn sich leiten läßt, so handelt er nicht mehr moralisch, sondern unmoralisch. Die Erziehung, unterstützt durch das Gesetz und die Wachsamkeit der öffentlichen Meinung und durch das Gefühl für Anstand, sowie durch das dem Menschen innewohnende Streben, sich die Achtung anderer zu erwerben und durch die ihm eigenthümliche Scheu, sich in seinen Augen herabzuwürdigen, ist vollständig hinreichend, uns zu einem sittlichen Verhalten anzuleiten und uns selbst von geheimen Vergehungen zurückzuhalten.

Die moralischen Eigenschaften, welche man Gott beilegt, bewähren sich in der Erfahrung keineswegs, die Theologie selbst zeigt uns Gott bald als liebevollen und weisen Vater, bald als finstern, strengen Herrscher. Ein Gott, der sich uns unter so verschiedenen Gestalten zeigt, kann nicht Vorbild für uns sein. Wenn daher Plato sagt, die Tugend bestehe in Gottähnlichkeit, so müssen wir zuerst fragen, wo der Gott zu finden ist, dem der Mensch nachzusehen soll. Sollen wir ihn in der Natur suchen? Aber derjenige, den man für den Urquell alles Lebens in der Natur ausgibt, theilt ohne Wahl Gutes und Böses an die Menschen aus; er zeigt sich hart gegen diejenigen, deren Wandel ganz rein ist und überschüttet die größten Bösewichter mit einer Fülle von Segnungen. Man sagt uns zwar, diese Ungerechtigkeiten werden sich dereinst ausgleichen, solange wir dies aber nicht ganz gewiß wissen, können wir uns einen solchen Gott nicht zum Muster nehmen. Sollen wir das Vorbild für unsere Sitten in den ge-

offenbarten Religionen suchen? Aber alle geoffenbarten Religionen stimmen darin überein, Gott als ein rächendes Wesen darzustellen, das, kein Gesetz kennend, lediglich den Eingebungen seines Willens folgt, nach Willkür liebt und haßt, wählt und verwirft und seinen armen Unterthanen den Gebrauch ihrer Vernunft auf's strengste unterlagt. Was soll aus der Moral werden, wenn die Menschen solche Muster wählen?

Einer jeden, der Natur nicht feindlich oder fremd gegenüberstehenden Moral gilt als letzter Zweck und höchstes Prinzip das allgemeine menschliche Wohl. Um dieses aber zu fördern und zu erreichen, ist es endlich einmal die höchste Zeit, daß man allgemein ernst damit macht, die Moral vom Himmel auf die Erde zu bringen und sie, anstatt auf irgendwelche übernatürliche Voraussetzungen, auf die uns allen vertraute Natur fest und sicher zu gründen.

Es ist eine durch die Erfahrung hinlänglich bewiesene Thatsache, daß die theologischen Begriffe der gesunden Moral stets zuwider waren und sein werden. Die Moral der Natur ist deutlich, klar und einfach. Die religiöse Moral ist unsicher und dunkel, wie die Gottheit, von der sie herkommt; sie führt die Völker der Knechtschaft, der Entfittlichung, der Finsterniß entgegen, indem sie den gefährlichen Wahn erzeugt, als könne der Mensch durch leere Ceremonie jede wahre Tugendübung ersetzen, jedes begangene Verbrechen abbüßen.

Was hilft es, alle menschlichen Pflichten auf göttliche Gebote zurückzuführen? Die Gründe und Drohungen der Religion werden vergessen, sobald die Leidenschaften, die Interessen, die Gewohnheiten den Menschen mit sich fortreißen. Ein schlechter Mensch bleibt auch als Christ ein schlechter Mensch. Thut er auch Gutes, so thut er es doch nicht um des Guten willen, nicht weil ihn die Natur dazu treibt, weil ihm die Idee des Guten zur Nothwendigkeit geworden ist; maßgebend für seine Handlungen ist nur der Befehl des Herrn. Also nur ein ihm äußerliches, fremdes Gebot, ein Gebot, zu dem er gar keine innern, freien, aus ihm selbst entspringenden Verpflichtungsgründe findet, ist es, das sich als Schranke zwischen die stets gegebene Möglichkeit des Verbrechen und die wirkliche Ausführung desselben in's Mittel schlägt. Er hält daher auch, weil er die Menschen nur nach sich selbst denkt und die Macht des Guten nicht aus sich selbst kennt, jeden, der sich nicht wie er auf die Bibel stützt, für einen jedes Verbrechen fähigen Menschen. Und das Dogma, das ihm ebenso heilig, wo nicht noch heiliger als die Christenz Gottes ist, das einzige Dogma, das er von Herzensgrund aus glaubt, ist das Dogma von der Grundverbundenheit der menschlichen Natur — ein Dogma, das allerdings ein faktischer Beweis von dem Grundverderben der Menschheit ist, denn es setzt als Bedingung seiner Genesis und des Glaubens daran einen Zustand der absoluten Bervilderung, der absoluten Entäußerung der Idee des Guten voraus, einen Zustand, wo der einzige wahre und gültige Glaube, der Glaube an die unaustilgbare Macht des Guten verschwunden ist. Solange die Menschheit dieses Dogma glaubt, solange bleibt sie innerlich grundschlecht und jede gründliche Besserung des Menschen unmöglich. Die Tugend wird enterbt, wo die Sünde ein heiliges Erbrecht hat, das einzige Gut im Menschen — der Glaube an das Gute ausgerottet. Nur da dringt das Gute in den Menschen selbst ein, wo es als sein eigenes, inneres Wesen, als seine wahre Natur erfährt und der Glaube an die Sünde als die größte Sünde erkannt wird. Die Theologie reißt die Ethik mit der Wurzel aus, indem sie das Gute außer den Menschen hinauschiebt; sie nimmt dem Menschen sein bestes, seinen wahren Gott, um ihm dafür einen äußerlichen, falschen Gott zu geben.

Hinter die Religion kann sich der unreinste Sinn verstecken; die schmutzigsten, verächtlichsten Gesinnungen, die niedrigsten Persönlichkeiten, die schlechtesten Weltzustände vertragen sich wohl mit der Religion, nicht aber mit der Idee der Sittlichkeit. Nur die Ethik ist die wahre Religion; sie ist der Geist der Religion, der offen ausgesprochene, seiner selbstgewisse, sich nicht durch Phantasiebilder täuschende und hintergehende, in dunkle Probleme und konfuse Vorstellungen verbergende Geist, das reine einfache Wort der Wahrheit, fern von aller orientalischen Bilderpracht. Nur die Ethik erzeugt, wie die Geschichte beweist, offene, freie, redliche, edle, natürliche, wahrhafte, ächt religiöse Charaktere.

Es steht kulturgeschichtlich fest, daß gerade die tiefsten Denker, die größten Geister aller Zeiten von jedem Kirchenglauben sich losgesagt haben und deshalb als Freigeister oder Atheisten verschrien waren. Es ist ein Zeichen des langsamen und geringen Fortschritts der Menschheit auf der Bahn höherer Erkenntniß,

wenn man heute noch meint, die große in materieller Arbeit hinlebende Masse des Volkes bedürfe, um sich nicht unglücklich zu fühlen, sondern um Trost im Leiden und Sterben zu finden, noch eines Glaubensapparates und einer übernatürlichen und wunderbaren Offenbarung.

Der Mensch braucht eine menschliche, auf die Natur des Menschen, auf feststehende Erfahrung, auf Vernunft gegründete Moral; die Moral der geoffenbarten Religionen hat sich noch jederzeit als unheil- und verderbenbringend für uns Erdenbewohner erwiesen. In keiner Weise kann die religiöse Moral einen Vergleich aushalten mit der natürlichen. Die Natur fordert den Menschen auf, sich zu lieben, für seine Erhaltung zu wachen und unablässig nach Erhöhung seines Wohlbefindens zu streben; die Religion befiehlt ihm, einzig und allein einen furchtbaren Gott zu lieben, sich selbst zu verabscheuen und jeden Lebensgenuss seinem Idole aufzuopfern. Die Natur ermahnt den Menschen, die Vernunft zu ziehen und sich ihrer Leitung zu überlassen; die Religion lehrt ihm, diese Vernunft sei verderbt, sei eine ungetreue Führerin, welche ein trügerischer Gott bestellt habe, den Menschen irre zu führen. Die Natur empfiehlt dem Menschen, nach Aufklärung und Wahrheit zu streben und sich über sein Verhältnis zur Natur und zu seines Gleichen zu unterrichten; die Religion befiehlt ihm, nichts zu unterjuchen, unwissend zu bleiben und die Wahrheit zu scheuen, sie überredet ihn, daß kein Verhältnis für ihn wichtiger sei, als sein Verhältnis zu einem Wesen, von welchem er nie eine Erkenntnis haben wird. Die Natur erinnert den Menschen, seine Leidenschaften zu mäßigen, ihnen zu widerstehen und ihnen reelle, der Erfahrung entlehnte Beweggründe entgegenzusetzen; die Religion will, daß der Mensch gar keine Leidenschaft habe, eine empfindungslose Masse sei oder seine Neigungen durch ideale Beweggründe niederhalte, die ebenso veränderlich sind, wie er selbst. Die Natur ermuntert den Menschen zur Geselligkeit, zur Liebe und Eintracht, zur Gerechtigkeit und Duldsamkeit, zur Wohlthätigkeit und wohlwollenen Beförderung des Glüdes seiner Nebenmenschen; die Religion fordert ihn auf, die Gesellschaft zu fliehen, sich vom Irdischen loszureißen, seine Mitgeschöpfe zu hassen, wenn ihnen ihre Einbildungskraft andere Ideale vorhält, als ihm die seinige zeigt, sie fordert ihn auf, die heiligsten Bande zu zerreißen, um seinem Gotte zu dienen und alle, die nicht auf seine Weise irren wollen, zu verfolgen und zu hassen. Die Natur spricht zum Bürger: strebe nach Auszeichnung, suche dir Achtung zu erwerben, sei thätig, beherzt und arbeitssam; die Religion sagt: sei demüthig, kriechend und kleinmüthig, ziehe dich in die Einsamkeit zurück, beschäftige dich mit Gebet, mit frommen Betrachtungen und gottesdienstlichen Übungen und Sorge nicht für dein oder anderer Wohl. Die Natur ermahnt den Vater, seine Kinder zu lieben und sie zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft heranzubilden; die Religion befiehlt ihm, sie in der Furcht Gottes zu erziehen und sie mit Vorurtheilen zu erfüllen, die sie der Gesellschaft eher gefährlich als nützlich machen. Die Natur ermahnt die Kinder, ihre Eltern zu achten und zu lieben, ihnen zu gehorchen und die Stütze ihres Alters zu sein; die Religion befiehlt ihnen, mehr auf die Stimme Gottes zu hören und Vater und Mutter von sich zu stoßen, wenn es sich um die Angelegenheiten des Himmels handelt. Die Natur ermahnt den Leichtsinigen, über seine Laster und seine schändlichen Neigungen zu erwöthen, sie zeigt ihm, daß auch seine geheimsten Ausschweifungen nothwendig seine Glückseligkeit untergraben müssen; die Religion spricht zu dem lasterhaftesten Bösewichte: erzürne nicht einen Gott, den du nicht kennst, solltest du aber gleichwohl seinen Gesetzen zuwider dem Verbrechen anheimfallen, so wisse, daß er leicht zu veröhnen ist, gehe in seinen Tempel, demüthige dich zu den Füßen seiner Diener, büße deine Missethaten durch Opfer und Geschenke, Ceremonien und Gebete ab, und du wirst dein Gewissen beruhigen und vor den Augen des Ewigen gereinigt dastehen.

Kann der denkende Mensch noch zweifeln, auf welchem von diesen beiden Moralsystemen der Staat und die Gesellschaft sicherer

und fester gegründet wären, auf dem natürlichen oder dem religiösen? Sehen wir denn nicht bloß deshalb eine solche Menge von Verbrechen auf der Erde, weil die herrschende Moral auf falscher Grundlage ruht und alles sich verschwört, die Menschen verbrecherisch und lasterhaft zu machen? Ihre Religionen, ihre Regierungen, ihre Erziehung, die Beispiele, welche sie vor Augen haben, treiben sie unwillkürlich zum Bösen. Was nützt es, Tugend zu predigen in Gesellschaften, wo das Laster und die Verbrechen beständig gemehrt, gepriesen und belohnt werden und wo die scheußlichsten Frevel nur an denen bestraft werden, welche zu schwach sind, um das Recht zu haben, sie ungestraft zu begehen. Die Gesellschaft straft an den Geringen die Vergehungen, welche sie an den Großen ehrt, und oft begehrt sie die Ungerechtigkeit, den Tod über Leute zu verhängen, welche nur durch die vom Staate selbst aufrecht gehaltenen Vorurtheile in's Verbrechen gestürzt worden sind.

Eine Moral, welche wie die christliche auf falschen Voraussetzungen, wie z. B. der Annahme von der Erbsünde beruht, ein Moralsystem, welches wie das herrschende zwei Jahrtausende hindurch seine Unfähigkeit bewiesen hat, die Menschen besser zu machen, welches dieselben im Gegentheil immer schlechter und unglücklicher macht, kann schlechterdings keinen Anspruch mehr auf allgemeine Anerkennung und Gültigkeit erheben. Es ist die höchste Zeit, daß an Stelle einer übernatürlichen, unwahren, ungesunden — eine natürliche, auf Wahrheit gegründete, gesunde Sittenlehre gesetzt wird. Die Grundprinzipien einer solchen sind wie gesagt seit Menschengedenken bekannt: „Was du nicht willst, daß man dir thu', das füg auch keinem andern zu“ heißt das erste und oberste Gebot der natürlichen Ethik, welche durch den Darwinismus ihre vollste und naturgesetzliche Begründung gefunden hat.

Solange die Menschen den Befehlen eines herrschen und furchtbaren Gottes gehorchten, der die Sünden der Väter an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied rächte, solange sie sich bei ihren Handlungen durch Furcht vor Strafe oder Hoffnung auf Lohn bestimmen ließen, konnten die Prinzipien der natürlichen Moral nicht zur Geltung gelangen, konnten die Menschen ihre wahre Bestimmung nicht erkennen. Jahrtausendlang haben sie sich um überflüssige Güter geplagt und sind darüber um die irdischen zu kurz gekommen, sie haben ein glückliches Jenseits erstrebt und haben sich das Diesseits zum Fluche werden lassen, sie haben einen Himmel gewollt und darüber ist ihnen die Erde zur Hölle geworden.

Seit der wissenschaftlichen Begründung der Deszendenztheorie durch Darwin ist dieser thörichte und verderbliche Bahn von der Menschheit genommen. Frei und stolz darf der Mensch sein Haupt erheben, denn er ist nicht der entartete und heruntergekommene Sprößling eines gottähnlichen vollkommenen Wesens, sondern durch eigene Kraft hat er sich von einem thierähnlichen, unvollkommenen Wesen zu dem Herrn der Welt emporgeschwungen und eigene Kraft wird ihm auch ferner vorwärts helfen auf der ruhmvollen Bahn fortschreitender Entwicklung und ihn auf immer höhere Stufen geistiger Vollendung führen.

So wohlthätig es für die Menschheit ist, wenn die Menschen endlich einmal lernen, auf eigenen Füßen zu stehen und wenn sie erkennen, daß alle überflüssigen Güter geträumte Phantasiabilder sind, für deren Wirklichkeit auch nicht der leiseste Schatten eines Beweises beigebracht werden kann, so mißliebig sehen diejenigen da zu, welche schon solange mit Hilfe dieser Phantasiagebilde die Menschen am Gängelbände geführt haben. Die Lehren des Darwinismus und die Folgerungen, die sich daran knüpfen, sind bei den Machthabern und den Gewaltigen dieser Erde verpönt, sie hassen den Mann, der es wagte, auch den letzten Schein eines durch die Geburt erlangten Rechts zu zerstören — um so dankbarer gedenkt das Volk dieses Mannes und um so freudiger begehren alle wahren Freunde der Freiheit und Wahrheit den (auf den 12. Februar fallenden) Geburtstag eines der größten Wohlthäter der Menschheit.

In der **Galeria Vittorio Emanuele** (Victor-Emanuel-Galerie) zu **Mailand** (Seite 233) tritt eins der prachtvollsten Bauwerke der Neuzeit vor unsere Augen. Das Höchste, was Baukunst, Bildhauerei und Malerei im Verein mit allen Zweigen der Mechanik und Technik zu leisten vermochten, ist hier angewendet worden, um einen Prachtbau zustande zu bringen, der kaum seinesgleichen hat. Derselbe besteht

aus zwei einander rechtwinklig kreuzenden, je 200 Meter langen Gängen, die sich in einer riesigen, von kolossaler Glaskuppel überwölbten Rotunde begegnen. In den Partiererräumlichkeiten zu beiden Seiten der Galeriegänge befinden sich reich ausgestattete Verkaufshallen, die durch schöne, dorische Säulen von einander getrennt sind und unter einer einzigen riesigen Spiegelscheibe von venetianischem Glase die Schätze italienischen

Kunstfleiß dem Auge der Vorüberwandelnden darbieten. Zwischen den Fenstern des Entresols befinden sich reiche Vasreliefs und Marmorstatuen der berühmtesten Männer Italiens. Darüber läuft ein zierlicher Balkon mit reich vergoldetem Eisengußgeländer, das hundert Reliefmedaillons trägt, die in Gold auf rothem Grunde die Wappen der größeren Städte Italiens zeigen. Die kostbar verzierten Fenster der oberen Etagen werden von gewaltigen Marmorpfeilern eingerahmt; und die letzte der Etagen wird in einer Höhe von 36 Metern von 26 kühn gewölbten eisernen Bogen überspannt, deren Glasbedachung freien Ausblick zu dem Azur des italienischen Himmels gestattet. Der Fußboden der Galerie ist zum Theil mit Lava, theils mit Metallmosaiken gepflastert, deren Centren die Wappen von Mailand und England zeigen. Die Abendbeleuchtung der Galerie ist eine wahrhaft feenhaft: neben riesigen Lichtsonnen strömen 2500 Gasflammen eine fast blendende Tageshelle aus. Den Erbauer der Galerie, den genialen italienischen Architekten Mengoni, ereilte ein tragisches Schicksal: er stürzte von einem in der Höhe der Galerie angebrachten Gerüst herab und war auf der Stelle todt. G.

Eine Lücke im Studium der Vererbungsgesetze. (Photogenealogie.) Waiz sagt in seiner Anthropologie Seite 18: „Die Mühe, welche man sich gegeben hat, die Art und Weise der Abhängigkeit zu erkennen, in welcher die eigenthümliche leibliche Begabung der Nachkommen von der ihrer Eltern steht, scheint bis jetzt ganz vergeblich gewesen zu sein.“ — Diese Wahrnehmung das Herrn Waiz wundert mich nicht; mich befremdet es nicht, daß es weder den Anthropologen noch den Genealogen gelingen will, einigermaßen verlässliche Naturgesetze über das Vererben der Eigenschaften auf Blutsverwandte zu entdecken. So lange wir auf diesem Gebiete nicht den Boden der exakten Beobachtung betreten und beobachtete Thatsachen über Vererbungsvorgänge genealogisch in Bildern fixiren und auf sammeln, ist es unmöglich, empirisch eine Regelmäßigkeit im Vererben zu entdecken, geschweige kausale Naturgesetze über das Vererben festzustellen. — Von dieser Ueberzeugung ausgehend begann ich vor einigen Jahren, unter den größten Schwierigkeiten in allen Volksschichten vom deutschen Kaiser und vom Fürsten Bismarck bis zum Bettler und zum Geisteskranken, nach solchen Vererbungsthatfachen zu fahnden, welche, in Massen zusammengestellt, allein uns dereinst den Gang und die Gesetze der Blutsvererbung werden aufschließen können. Ich suchte nämlich das erforderliche Forschungsmaterial zunächst in den Ahnenporträts, welche in den Familiengallerien der Geburtsaristokratie, wenn auch mehr oder weniger lüdenhaft, sich vorfinden mußten. Ich wandte mich zu diesem Zwecke an viele Familien, namentlich auch an die Herrscherfamilien Deutschlands und deren Hofmarschallämter. Im Interesse der Anthropologie und Genealogie hat ich, mir photographische Kopien der Ahnenbilder und die Portraits ihrer blutsverwandten Zeitgenossen nebst genealogischem Kommentar als Forschungsmaterial zu übermitteln. — Der Erfolg dieses meines Rundschreibens war im ganzen ein entmutigender. Mehrertheils mochte man draußen die große Bedeutung einer solchen endlosen Sammlerarbeit noch unterschätzt haben. Ich hatte zwar weder Zeitopfer gescheut, noch Organisationsauslagen gespart, welche mit einem derartigen Unternehmen verknüpft sind; dafür erhoffte ich von meinem Rundschreiben — leider aber vergebens — eine große Ausbeute an Porträtmaterial, so daß es mir als Unterlage zu einem vergleichenden analytischen Beobachten der Vererbungsthatfachen dienen könnte. Nur Porträtsammelmänner vermögen uns ja die ersten Ausgangspunkte zur Beantwortung der Fragen zu bieten, ob auf viele Generationen hinaus in der Blutsvererbung z. B. das Konservirende, oder ob das differenzirende, variirende Prinzip im Vererben vorherrscht, und ob selbst das individuelle Differenzirende, welches in den Descendenten immer zu Tage tritt, schließlich nicht dennoch im Grunde nur ein strengeres Konserviren, ein Wiederaufwecken, ein Reproduziren viel älterer Stammeigentümlichkeiten (Atavismus) ist. Solche allgemeine Fragen, aus deren Lösung sich eine große Reihe von Naturgesetzen über Blutsvererbung ableiten ließe, veranlaßten mich, wie gesagt, in vielen vornehmen Häusern, bei vielen adeligen Geschlechtern, in welchen ich das Vorhandensein alten Porträtmaterials vermuthete, um Anlieferung photographischer Kopien der Blutsverwandten-Portraits anzuklopfen. Von den Fürsten, die ich anging, war der Herzog von Coburg derjenige, welcher mir mit den werthvollsten Porträtbeiträgen aus der herzoglichen Aszendenz an die Hand ging. Er ließ mir für meine genealogisch-anthropologische Studien eine erste Serie von 90 Ahnenportraits in ununterbrochener Linie von 1367 bis auf die Jetztzeit hinabreichend photographisch aufnehmen und mir zur Verfügung stellen. In anderen deutschen Höfen wurde ich mit meinen Gesuchen von den Oberhofmarschallämtern an die Hausmarschallämter und schließlich von diesen an die einzelnen Schlossverwaltungen, in deren Bereich die Portraits der Ahnen zerstreut sind, verwiesen. So waren die Schwierigkeiten, Vererbungsthatfachen da, wo sie reichlich vorhanden sind, im Interesse wissenschaftlicher Forschung zu sammeln, anfangs für mich fast unübersteiglich. Wenn ich heute, trotz dieser Mißerfolge meiner früheren Bestrebungen, die alte Sammlerarbeit wieder aufgreife, und im genealogischen Porträtsammeln und Porträtordnen den Grundstein zu einem neuen Zweige der Anthropologie, zur Photogenealogie legen möchte, so werde ich dazu ermuthigt durch die interessanten Aufschlüsse,

welche ich aus dem spärlichen Porträtmaterial, welches mir bereits zugeführt worden ist, erhalten. Die wenigen Bilderreihen, welche ich über Blutsverwandte besitze, lassen schon jetzt merkwürdige, ja wahrhaft wunderbare Thatsachen aus allen Vererbungsgebieten durchblicken. Es fehlt zur Begründung einer fruchtbareren Porträtgenealogie weiter nichts, als ein besseres Entgegenkommen des Publikums im Anliefern von Familienportraits. Dieses Entgegenkommen in dem Leserkreise unseres Blattes zu wecken, ist mit der Zweck der nachfolgenden Abhandlungen über diesen Gegenstand. Ich bin überzeugt, daß es uns gelingen wird, die alte, geburtsaristokratische Genealogie mit der neuen Descendenzlehre zu einer neuen, sozialpolitischen Lehre zu verknüpfen, zu einer Lehre, welche eine der Unterlagen unserer künftigen gesellschaftlichen Ordnung bilden wird. Dr. H. Oidtmann.

Der Diebstahl im alten Aegypten. Zu den originellsten Einrichtungen des alten Aegyptens gehörte die Organisation des Diebsgewerbes. Ob die Gesetzgeber erkannten, daß zwischen dem öffentlichen Diebstahl auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens und dem geheimen, meist durch Noth und Elend veranlaßten, im Grunde genommen kein Unterschied besteht, oder ob es nur Nützlichkeitsrücksichten waren, welche sie bei dieser Organisation leiteten, das muß dahingestellt bleiben; die Historiker betonen nur den Nützlichkeitsstandpunkt. Es waren Behörden eingesetzt, bei denen diejenigen Personen, welche das Diebsgewerbe betreiben wollten, sich einschreiben lassen mußten. Der Chef einer solchen Behörde hieß Diebshauptmann. Diesem Hauptmann mußte nun, nachdem der Diebstahl vollführt war, sofort das Gestohlene unter Angabe der Zeit, des Namens des Bestohlenen u. s. w. vorgezeigt oder übergeben werden. An den Diebshauptmann wandte sich auch der Bestohlene. Er hatte ein schriftliches Verzeichniß aller vermißten Gegenstände zu überreichen und dabei Ort, Tag und Stunde des Verlustes so genau als möglich anzugeben. Der Bestohlene hatte den vierten Theil des Werthes zu bezahlen und erhielt dafür die gestohlenen Gegenstände zurück. Nach Abzug der Kosten wurde die Zahlung, welche er geleistet, dem Diebe ausgehändigt. — Es kam nun freilich nicht selten vor, daß die Diebe die Behörde umgingen und ihren Diebstahl nicht zur Anzeige brachten. Dann wurden in Ermangelung von Polizisten die — Orakel in Bewegung gesetzt, um die Thäter zu ermitteln, wobei es wie bei den Kezegerichten zugeht; auf bloßen Verdacht hin wurden zahllose Unschuldige in Strafe genommen. — Im allgemeinen erfreute sich die gesetzliche Organisation des Diebsgewerbes eines großen Ansehens und niemand nahm daran Anstoß. — Es ist übrigens noch garnicht so lange her, daß auch bei uns ein gesetzlich gefegtes und gepflegtes Diebs- oder Betrügergewerbe bestand. Wir meinen das sogenannte „Weißläufer“-Gewerbe, bei dem das Publikum unter Mitwirkung der Polizei auf die schamloseste Weise ausgebeutet wurde. C. L.

Von Kaze und Bienen erzählt der amerikanische Bienenwatter Charles Kaiser folgende interessante Geschichte. Als ich meinen Bienenstock aufgestellt hatte, erregte das Thun und Treiben dieser kleinen Thiere die gespannteste Aufmerksamkeit meiner alten Kaze Tabby, die nie vorher in ihrem Leben Bienen gesehen hatte. Zunächst beobachtete sie das Gehen und Kommen derselben aus der Ferne. Dann schlich sie mit waagrecht, vor Aufregung zitternden Schwanz dicht am Boden hin dem Stode zu: sie dachte augenscheinlich, Bienen seien für sie ein neues Beutethier. Endlich setzte sie sich neben das Flugloch und schlug mit der Pfote nach jeder passirenden Biene, ohne eine Zeitlang die Beachtung der Bewohner des Stods zu erregen. Da aber traf Tabby eine Biene und zerdrückte sie auf dem Flugbrette. Der Geruch des getödteten Kameraden alarmirte sofort den ganzen Stock. Schaarenweise drangen die gereizten Thierchen herbei und fuhren in das Fell der Kaze. Tabby rollte sich im Grase, sprudelte, fauchte, biß, kratzte und schrie, wie wohl noch nie eine Kaze geschrien hatte. Sie sah aus wie ein Ball von Haaren und Bienen, als sie so daherrollte. Endlich wurde Tabby mittels eines Rechens von der gefährlichen Nähe des Bienenstods fortgezogen, wobei der Befreier jämmerlich zerstoßen wurde. Selbst dann noch stak das Fell der Kaze voll Bienen, die fortwährend unerhört quäkte und fußhoch in die Luft sprang. Wenn sie sich am Ohre kratzen wollte, erhielt sie wieder einen Stich in den Rücken, sodas es ein fortwährendes Purzelbaumschlagen und ein Schnellfeuer von „Miau“ war. Ob Tabby war übel daran. — Zwei oder drei Tage nach diesem Abenteuer setzte Kaiser die Kaze neben den Bienenstock. Aber sogleich erhob sie ein schreckliches Geschrei und sprang mit einem Satz auf den reichlich zwei Meter hohen Baum. Dann sprang sie mit einem Schwanz so dick wie Rudelholz und mit einem Schrei in's Freie und war eine Woche lang unsichtbar. Dr. B.-R.

Der Karneval mit seinen Maskeraden, der heutzutage bloßes Vergnügen ist, war einstmal's Religion. Bei der Geburt des neuen Jahres tanzten in Hinterasien, im Lande Tibet, noch heute Thiermasken zu Glasa, dem dortigen Rom, im Kloster Monu. Vorher geht das Fest der Austreibung der bösen Geister, bei uns die Geburt Christi. Das Hauptland der Maskeraden war im Alterthum Aegypten, von

dorther scheint auch das Wort Maske zu stammen. Maschet finden im Aegyptischen für „Keule“, die Keule aber, zur Britische des Hanswurst geworden, spielte die Hauptrolle bei jener Austreibung. Es gab nämlich der Sage nach eine Zeit, in welcher die guten Geister sich in allerlei Thiergestalten vor den bösen Gewalten bergen mußten, um nicht gänzlich von der Erde verdrängt zu werden. Auch in neuerer Zeit hat man sich unter mancherlei Masken stecken müssen, um über manches hinwegzukommen, aber die Keule blieb bei jeder Maskierung, und die Maskierten zogen sie nach manchen Volksagen unvernünftiger hervor, wie auf der Tanzweise bei Achersleben, wo der Kunstner seinen Lohn für den Jungferraub erhielt. Der Karneval ist eigentlich ein Erinnerungsfest an die düstere Zeit des Siegs der bösen Mächte, nachdem sie gestürzt sind. Auf diese Trauer, die nun vorüber, geht wohl das car, das auch im Charfreitag, dem Todestag Jesu, vorhanden, während naval Bezug auf das Schiff nimmt, in dem die ägyptische Isis ihren gemordeten Osiris heimbrachte. Schiffe zog man noch im Mittelalter vom Rheine unter großem Volkszulauf über Land nach Belgien, wo, wie in Aegypten, eine auf dem Schiffschwabel stehende Göttin verehrt wurde.

Dr. B.-R.

Die Farben der alten Griechen haben von jeher durch ihre unveränderte Frische die Aufmerksamkeit der Forscher erregt. Durch seine chemischen Untersuchungen überzeugte sich Professor Vanderer in Athen, daß fast alle diese Farben mineralischen Ursprungs sind. Rother Ocker, Wennige und Zinnober sind die hauptsächlichsten rothen Farben; der letztere wurde von dem Athener Kallias in der 42. Olympiade (420—417 vor Chr. Geb.) künstlich dargestellt. Die weißen Farben bestanden aus Bleiweiß, aus einem weißen Thon von der Insel Mylos, bisweilen aus Kreide. Die blauen und grünen Farben enthielten Kupfer und wurden mit Beihülfe von Essig, Weinmost und Salz dargestellt. Knochen schwarz und Holzkohle wurden oft bei Gemälden wegen ihres angenehmen Tons angewandt. Die gelben Farben waren gewöhnlich Ocker und gelbes Bleioxyd. Das Vergolden von Marmor und anderen Dingen war den alten Griechen wohlbekannt, wurde auf Metallen mit Hülfe von Quecksilber und auf andere Substanzen mit Eiweiß und Sarcocolla bewirkt, welcher Klebstoff vom Fischleimstrauch (Pezaea mucronata oder Sarcocolla) erhalten wurde.

Dr. B.-R.

Arithmogryph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 eine Seltenheit in der „besten der Welten“; 7 12 9 11 3 ein Raubthier; 10 3 8 11 9 eine Schande für die Menschheit; 2 8 ein Nahrungsmittel; 6 11 5 6 13 ein Fisch; 4 9 11 3 eine Stadt in Böhmen; 9 4 8 1 11 ein Musikinstrument; 2 6 3 11 eine Fierde der Menschen; 3 11 6 ein Wild; 3 11 8 6 11 3 ein Vogel.

Korrespondenz.

Stettin (Postkoppel). Pastor W. F. Sie haben zu Weihnachten bei der Ihren „bescheidenen Mitteln angemessenen kleinen Christbescherung“, mit der Sie „die Freude am Gelder auch in die ärmsten Hütten zu tragen“ bemüht sind, verschiedenen Ihrer Pfarrkinder ein paar von den „artig ausgestatteten und mit bestechlicher Weltweisheit gefüllten“ „Besten der Neuen Welt“ gleichzeitig mit einem unscheinbaren „Bibelbüchlein, das Vermächtniß unseres Herrn und Heilands, das Neue Testament, enthalten“ übergeben, mit der Bedingung, daß Ihnen das eine nach vierzehn Tagen wiedergebracht werde, während das andere — gleichviel welches — als Geschenk für immer zurückbehalten werden könnte. „Und siehe da! Alle brachten nach sorgfältiger Prüfung — denn die Beste waren ganz zerlesen! — das gottlose Blatt (die „N. W.“) wieder zurück, manche mit Ausdrücken des Zorns über die Verleugnung alles Heiligen und Göttlichen darin, und alle bestellten sich mit tausend Dank das Buch des Herrn, obwar sie theilweise schon eine Bibel in ihrem Haushalte besaßen.“ Sie fahren fort: „Da traten mir die Thränen frommer Freude in's Auge und mit gefalteten Händen mußte ich ausrufen: Sehet da, ihr Schwachen im Glauben, das Herz des schlichten Mannes, es ist der Feils, auf welchen der Herr Jesus Christus seine Kirche aufgebaut hat.“ Nun, verehrter Herr Pastor, Sie mögen ein sehr guter Mann sein — der Umstand, daß Sie uns solche rührende Geschichten erzählen, beweist eine Kindlichkeit des Gemüths, um welche Sie der unschuldigste Säugling beneiden könnte! — aber ein kluger Mann sind Sie nicht, nämlich ein Mann von jener, Ihnen freilich unverweigerlich Weltklugheit, die sehr wohl weiß, daß die Handlungen der Menschen im allgemeinen von ihrem Interesse gezeugt werden. Hatten Sie wirklich Ihre Bauern für so dumme, daß sie nicht im ersten Augenblick den — mit Hörnern stehenden! — Wid ihrer „Prüfung“ durchschaut haben sollten? Weinen Sie im Ernst, daß das gestesämte Ihrer erwachsenen Pfarrkinder „nach sorgfältiger Prüfung“ der „N. Welt“, der allerdings, nicht das Rausscheiden der Gottlosigkeit, sondern die ehrenvollen Tugenden vorurtbeilslosen Denkens auf die Stirn gezeichnet sind, nicht ganz mühelos eingesehen haben müßte, daß Ihnen, dem Diener der Kirche, an dem Verzicht auf diese schreiend furchenbildenden Blätter seitens der von Ihnen Besessenen etwas besonderes gelegen sei? Damit Sie aber leben, daß bei uns jedes gutgemeinte Streben Anerkennung findet, so geben wir dem Bunsche Ausdruck, es möchten alle Seelenhirten, soweit die deutsche Junge klingt, dieselben frommen Experimente mit der „N. W.“ und ihren Pfarrkindern anstellen. Freilich wollen wir nicht verhehlen, daß wir zweifeln, ob der Feils der Kirche auf die Dauer den in der „N. W.“ enthaltenen Sprengmaterialien Widerstand leisten möchte.

Breslau. E. M. Wir können nur ganz einfache Rebus verwenden; der von Ihnen eingebrachte ist im ganzen hübsch, aber er ist für unsere Jüde schon zu umfangreich und außerdem am Schluß der ersten Reize, bei „nicht sehen“, inkorrekt. Vielleicht gelingt es einem andern Produkte Ihrer Rebusstunden unseren Anforderungen vollkommen gerecht zu werden!

Dormund. C. G. Das Buch mit der Schilderung der Wiederkehrbewegung macht wohl nur den Anspruch, eine unterhaltende Lektüre zu liefern und kümmert sich wenig um historische Treue und strenge Kritik. Wenn dergleichen genügendes Mate-

rial für eine Arbeit in der „N. W.“ böte, so hätten wir freilich leichtes Schaffen! — Das im übrigen von Ihnen gewünschte haben Sie rechtzeitig empfangen?

Crimmitschau. — Es soll uns angenehm sein, wenn wir Ihnen durch Veröffentlichung einiger Ihrer Poetischen Freude bereiten können. Wenn wir nach einer früheren Korrespondenznotiz bei Ihnen poetisches Talent, aber wenig Schule gefunden zu haben erklärten, so meinten wir damit nicht, daß Sie zuweilen ein paar Versefüße zu viel oder zu wenig in die Welt setzten — das sind Nebenbetrachtungen! — sondern wir bezogen das hauptsächlich auf Ihre Ungeüßtheit, erstens die Worte so zu plazieren, daß die wichtigsten dahin zu stehen kommen, wozu ganz unangenehm die Hauptbetonung fällt, nämlich an den Anfang oder das Ende der Verszeilen, und zweitens dasjenige Metrum zu wählen, welches den zur poetischen Darstellung bestimmten Gedanken und Stimmungen am meisten entspricht. Wir denken selbstredend nicht daran, daß ein Preis, wie Sie, sich mit der Kritik quälen solle, aber wir können andrerseits, wenn es gilt, unsere Meinung über bestimmte Leistungen vernehmen zu lassen, auch nur unser Urtheil fällen mit Rücksicht auf das Produkt und ohne Ansehen der Person des Produzirenden.

Berlin. C. B. Ihnen können wir zu unfrem Lebzeiten garnicht helfen, wenn wir auch zugeben müßten, daß es traurig ist, „zehn Jahre lang ganz vergebens nach einer einigermaßen gebildeten und mit Verständnis für die großen Fragen der Gegenwart begabten Frau“, wie sie Ihnen nun einmal „unter allen Umständen nöthig“ ist, gesucht zu haben. Wenn es wirklich ein Trost ist, Genossen im Unglück zu haben, so bedenken Sie, daß außer Ihnen noch tausende vergeblich nach einer ihren Ansprüchen völlig entsprechenden Lebensgefährtin saßen. Zudem kann man schon zufrieden sein, wenn man beim Weibe das findet, was angeblich die meisten Männer suchen, was in Wahrheit aber den meisten sehr gleichgiltig ist, ächte Liebe. Ist die vorhanden, so stellt sich das andere — auch das Verständnis für die großen Fragen der Gegenwart, sofern es nur auch der Mann wirklich besitzt — ganz von selbst ein.

Eilenburg. Einige Abonnenten. Für die in verschiedener Hinsicht interessanten Bücher sowohl, als den alten Holzschnitt unseren freundl. Dank. Das eine, welches Sie zurückzuempfangen wünschen, senden wir im nächsten Monat; etwa gleichzeitig sollen Sie genaue Mittheilung über den wissenschaftlichen, resp. künstlerischen Werth der Sachen erhalten.

Köln. Commis E. L. Ob wir „nicht über die geheimen Abmachungen der europäischen Diplomaten während des letzten Jahres zuverlässige Aufschlüsse“ geben wollten? Wenn wir bezogen könnten — ja!

Hamburg. L. A. Wenn es sich machen läßt, recht gern!
Heutlingen. C. F. Am 2. d. M. ist ein Brief mit der erwünschten Antwort an Sie abgegangen.

Kopenhagen. B. J. „Standalgeschichten aus der dänischen Königsgeschichte“ gäbe es allerdings in Hülle und Fülle zu erzählen, aber wir werden den Standal niemals um des Standals und der Senation willen kultivieren, sondern nur dann mit Standalosen besetzen, wenn ihre Behandlung geeignet ist, eine moralische Wirkung zu erzielen, und diese Art der Behandlung ist nicht eben leicht.

Kerzlicher Briefkasten.

Worms. F. S. Solange die Frage so unwissenschaftlich gestellt wird: ob Pflanzenkost oder Fleischkost vorzuziehen sei? ist der Streit zwischen den Vegetariern und Fleischfressern nicht zu schlichten, denn in den Pflanzen ist ebenfalls „Fleischstoff“ vorhanden und umgekehrt im Fleische „Pflanzenstoff“. Nicht Nahrungsmittel, sondern Nahrungsmittel müssen einander gegenübergestellt werden. Ob also in einem Falle vegetarische Lebensweise anempfohlen werden kann oder nicht, das hängt von diesem Krankheitsfalle selbst ab, namentlich von den Ernährungsverhältnissen, in denen sich der betreffende Kranke befindet. Unter normalen Verhältnissen bedarf jedoch der Mensch viel weniger Fleischstoff in seiner Nahrung, als er gewöhnlich infolge anerzogenen Vorurtheils, Raschheit und Viehhäberei zu sich nehmen zu müssen glaubt.

M. — Ihr Leiden scheint eine nervöse Affektion der betreffenden Theile zu sein, welche auf den Allgemeinzustand einwirkt und Sie in hohem Grade hypochondrisch macht. Doch ist eine Verordnung dagegen zu treffen unmöglich, wenn man Sie nicht persönlich gesehen und untersucht hat. Kommen Sie also, wenn es Ihre Zeit erlaubt, einmal nach Leipzig.

Köpen. M. — Ihre Anfrage: „Vor welchen Krankheiten man sich und seine Familie in den gefährlichsten Monaten Februar und März am meisten zu hüten habe und wie man das mache?“ ist in der Kürze kaum zu beantworten. Im allgemeinen sind es jedoch besonders die leichteren katarrhalischen Erkrankungen der Athemwege und der Rachenhöhle, welche die Grundlage für die schwereren Erkrankungen dieser Theile bilden, für die Lungenentzündungen, den Croup und ganz besonders die Diphtheritis, denn der schlimmste Ausgang der erstgenannten Krankheitsformen führt eine in der Regel erworbene Schwäche der Athmungsorgane voraus, während der Diphtheritisviral — der nach neueren Untersuchungen wohl die alleinige Ursache der Diphtheritis bildet — auf der schon katarrhalisch erkrankten Rachenschleimhaut sich leichter ansiedelt und vermehrt, als wenn dieselbe gesund ist. Die Regeln für die Prophylaxis ergeben sich hieraus von selbst: Verhütung der katarrhalischen Krankheiten durch eine mehr abhärtende Lebensweise und durch den Genuß frischer Luft, sowie sorgfältigste Behandlung und Pflege selbst nur leichteren Grades katarrhalisch erkrankter Kinder. Das am meisten abhärtende Mittel ist das kalte — nicht das kalte Wasser. Das kalte Wasser von 6—12 Grad R. verwendet nur noch der Kaltwasserfanatiker, aber kein vernünftiger Arzt; denn je weiter sich die Temperatur des applitzten Wassers von der des Körpers entfernt, desto intensiver ist die Wirkung, desto mehr Wärme wird dem Körper entzogen. Ebenso kräftig ist aber auch die nachfolgende Reaktion und zwar in der Art, daß die Haut nicht bloß wieder warm wird, sondern auch theilweise zu schmelzen anfängt. Eine kleine Unvorsichtigkeit bei dem lehtgedachten Vorgange, wie z. B. Aufenthalt in einem kühlen Raume, Zugluft u. s. w. verunruht aber wieder die Folgen einer Erkältung. So wie denn der Zweck der Abhärtung durch zu kaltes Wasser nur in seltenen Fällen erreicht, ganz abgesehen davon, daß dasselbe bei einer gewissen Reihe von kranken Personen garnicht paßt, nämlich denen, deren Haut aufwendend dürr und trocken „wie ein Heubissen“ sich anfühlt, wie man dies bei Schleimhäuten, Frostulären Kindern findet, wo im Gegentheil lauwarmer Wäber am Plage sind, mit einer frühen Uebergehung zum Schlaf und nachfolgender kräftiger Frothierung. Solche Personen dagegen, deren Haut aufwendend dünn und unruhig ist, die bei der geringsten äußeren Veranlassung, welche sie in erhöhter äußerer Temperatur, in körperlicher oder geistiger Anstrengung, reichlich schwitzt, die aber dabei nicht kurzzeitig, sondern sich sozusagen „matsh“ anföhlt, und die infolge der Reizung zum Schwitzen sich alle Augenblicke erkälten und an Halsentzündungen, Schnupfen, Rheumatismen u. dgl. leiden; solche Kranke müssen sich durch kaltes Wasser abhärten, und zwar mit 24 Grad warmem beginnend und allmählich bis zu 18 Grad R. herabführend, aber nicht fälter. Kinder steht man in ein Halbbad, in welchem sie mit demselben Wasser übergossen und nachher kräftig frothirt werden. Das Bad darf nur wenige Minuten dauern. Auch Erwachsene, welche eine Badeeinrichtung im Hause haben und die nöthige Unterstüßung beim Frothiren durch einen ihrer Hausgenossen finden, sollten lieber derartige Halbbäder, als die kalten Abreibungen mit Wasser von den obengenannten Wärmegraden brauchen, welche jene nur theilweise erzielen. Nach dem Bade oder der Abreibung soll man sich nicht still hinsetzen, sondern sich mäßige Bewegung machen. Wird gleichzeitig der Genuß der frischen Luft nicht verjäumt — so lange es nicht zu kalt ist, sollte auch in dem Zimmer neben der Schlafstube über Nacht wenigstens ein Fenster geöffnet sein! — so werden katarrhalische Erkrankungen in Ihrer Familie bald seltener werden. Ältere Kinder, welche die Schule besuchen und dort der Anstrebung durch Diphtheritis leicht ausgesetzt sind, läßt man außerdem jeden Morgen mit lauwarmer Salzwafer gurgeln; ein Theelöffel voll Kochsalz auf ein halbes Liter Wasser. Das lehtgenannte Verfahren bewährte sich uns in vielen Familien, deren Kinder häufig an Entzündungen der in der Rachenhöhle gelegenen Theile litten. Dr. Resau.

(Schluß der Redaktion: Sonnabend, den 2. Februar.)